

# ***Lorelei***

oder: ***Das Zaunweib***

*Eine Erzählung aus der Gegend*

von Richard Jilka

Gonzo sprang vom Trecker. Mit bürgerlichem Namen hieß er Klaus Borgfried, aber davon machte er nur selten Gebrauch. Gonzo nannten ihn seit den wüsten Spielen seiner Knabenjahre seine Freunde, wofür er beinahe all jene hielt, die mit ihm zechten. In dieser menschenfreundlichen Sicht der Dinge fühlte er sich bestärkt, weil die anfangs große Gesellschaft jugendstarker Zecher mit den Jahren deutlich geschrumpft war. Dergleichen ist abzusehen. Schon in seiner Kindheit, als er offenherzig alle Knaben im Dorf seine Freunde genannt und häufig eine Schar hungriger Mäuler zum Abendessen mitgebracht hatte, hatte ihm Opa Wilhelm eingetrichtert: wahre Freundschaft beweise sich erst mit der Zeit und in der Not; schließlich bleibe kaum Einer von Hundert. So viele Knaben gab es im Dorf nicht. Und von den ehemals so zahlreichen Thekenbrüdern in der Gegend waren mit der Zeit nur Wenige übriggeblieben, die er deshalb mit Recht seine Freunde zu nennen meinte. Die Spreu hatte sich vom Weizen getrennt. Die meisten Ehemaligen waren auch in ihrer Freizeit in einem geordneten Leben untergetaucht. Wenn einer von ihnen dennoch ausnahmsweise in der Wirtschaft mit Frauen oder sogar mit Kindern erschien, dann grüßte er Gonzo zwar freundschaftlich, fragte nach seinem Ergehen und klopfte ihm auf die Schulter, verschwand aber nach wenigen Worten an einem der Tische, um in anderer Gesellschaft zu Abend zu essen.

Vom heißen Motor des Treckers stieg der Geruch nach Metall und Öl in Gonzos Nase, einer der vertrauten Düfte des Feierabends. Der Motorenlärm hatte ihn während der Arbeit so durchdrungen, daß er dessen Brausen erst jetzt in der Stille wieder vernahm. Noch spürte er das Zittern der Maschine, den Nachhall seiner Arbeit, in den Händen, bald würde auch das abklingen. Ein wenig schmerzten ihn die Kniegelenke und der Rücken wie Muskelkater; das war nicht immer so gewesen. Gonzo fingerte sein Handy aus dem Täschchen am Gürtel, schaltete es ein und prüfte die Mailbox; kein Anruf war eingegangen, also steckte er das Ding wieder an seinen Platz.

Damals war Gonzo 35 oder 36 Jahre alt und bestens in Schuß, mittelgroß, von gedrungener, kräftiger Gestalt, keinesfalls dick oder gar fett, obwohl er mit gutem Appetit gesegnet war. Sein gutmütig wirkendes Gesicht war beinahe so rund wie der Mond, seine fleischigen Wangen und die knollige Nase waren ebenso wie sein Hals sonnenegerbt. Die Witterung hatte mit den Jahren in die dünne Haut über seinen Jochbeinen zwei rote Streifen gebrannt und die Krähenfüße hatten sich in seinen Augenwinkeln eingegraben. Seine kleinen, rosa Ohren standen zu seinem Bedauern ab, und nun begann sich auch noch über seiner schmalen Stirn sein blondes Haar zu lichten.

Es war einer jener warmen, sonnigen Maiabende, vollkommen und verheißungsvoll. Der Bauer hatte den ersten Heuschnitt beendet, wenn das Wetter so bliebe, konnte er in zwei Tagen die erste Ernte des laufenden Jahres einfahren. Gonzo spuckte aus und ging aus dem Geräteschuppen in die Sonne. Nach wenigen Schritten blieb er inmitten *seines* Hofes stehen. Zu seiner Rechten stand der offene Geräteschuppen, überragt von der mächtigen Scheune dahinter. Hinter dem Bauern war das rechteckige Wohnhaus, dessen weiße Fachwerkkarrees im Schein der Abendsonne leuchteten. Zufrieden sah Gonzo auf den neuen, hell getünchten, niedrigen aber so langen und breiten Stall, der tatsächlich termingerecht Anfang März fertig geworden war. Es war ein ganz moderner Stall, der nun den Hof quer gegen Abend hin liegend abschloß und einerseits zur Rechten über Schuppen und Scheune hinaus reichte, andererseits in Richtung Mittag auf gleicher Höhe mit der zur Straße gelegenen Wand des Wohnhauses endete. Selbstverständlich konnte man sowohl zwischen dem Stall und dem Schuppen mit anschließender Scheune bis auf die Wiesen hinaus, sowie zwischen Schuppen und Wohnhaus bis zum Zaun, der den Hof vom Nachbargrundstück trennte, bequem mit Auto, Trecker oder Lastwagen fahren. Vor der linken Seite des Stalls standen neben der Hofeinfahrt zwei hohe Silotürme wie Raketen.

Vor einer Wochen hatte Gonzo den ersten Jahrgang Kälber eingestellt. Damit war die Modernisierung seines Hofes, mit der er vor einigen Jahren, nach dem plötzlichen Tod seines Vaters, begonnen hatte, abgeschlossen. Der neue Betrieb konnte anlaufen. Gonzo war nun ein vollwertiger Biobauer geworden. Darin sah er seine Zukunft, seine Marktchance in der neuen Zeit. Diesbezüglich hatte er alles genau durchdacht, dafür hatte er unten in der Stadt am Fluß, in der er allem Spaß zum Trotz ein Fremder geblieben war, Landwirtschaft studiert. Heutzutage sind Bauern studierte Leute. Voll Tatendrang heimgekehrt arbeitete er mehrere Jahre unter der Leitung seines Vaters, der ein konventioneller Bauer gewesen war und, all seiner Mühe zum Trotz, aus der Schuldenspirale keinen zukunftsweisenden Ausweg gefunden hatte. Während dieser Zeit litt Gonzo zusehends unter der mangelhaften Wirtschaftsweise seines Vaters, der sich von dem einmal eingeschlagenen Weg nicht abbringen lassen wollte. „Milch wird immer getrunken“, sagte der alte Borgfried, wenn wieder einmal ein Kredit aufgenommen werden mußte, weil die Einnahmen die Produktionskosten nicht ausglich, und warf seine Arbeitskraft samt seiner Hoffnung in das kommende Jahr. Bei dieser Vorgehensweise wurde er verhältnismäßig früh verschlissen. So sollte es Gonzo nicht ergehen. Er wollte die Sache auf neue Weise anpacken und mittelfristig nicht von den Vorgaben verschiedener Kommissionen und von ministeriellen

Subventionen abhängig bleiben, sondern nachfrageorientierte Produkte anbieten, um mit ihnen Gewinne zu erwirtschaften. Wegen der großen Seuchen war der Markt durch die Medien aufgeschreckt worden und in Bewegung geraten, wodurch Gonzo in seinem Vorhaben bestärkt wurde, den ganzen Hof auf *biologisch* umzustellen. Die Spezialisierung seines Betriebes auf die biologisch einwandfreie Kälbermast war keine Kleinigkeit gewesen.

Nun standen tatsächlich beinahe zweihundert Tiere im hell getünchten, niedrigen aber so langen und breiten Stall. Genau gesagt warteten 192 Kälber darauf, für den biologisch ökologischen Fleischmarkt gemästet zu werden. Das war eine mächtige Herde und große Investition, die allerdings von den Kosten für den hochmodernen Stall weit übertroffen wurde. Im neuen Stall waren die vorgeschriebenen Normen artgerechter Rinderhaltung auf vorbildliche Weise verwirklicht worden. Der Boden war mit speziellen Gummimatten ausgelegt, um das Horn der Hufe wie eine weiche Weide zu schonen. Es gab so viele Futterplätze darin, daß sogar von dieser großen Herde fast jedes Tier gleichzeitig fressen konnte, um weder durch Neid oder Wut beunruhigt beim Wachstum behindert zu werden. Sogar der Weg zwischen den Stellplätzen war so breit, daß die Rinder einander stressfrei begegnen konnten. Jedes Tier würde auch im ausgewachsenen Zustand einen persönlichen Stell- oder Liegeplatz von annähernd 5 m<sup>2</sup> genießen. Eine Fülle zusätzlicher kleiner Rücksichten erleichterte das Leben Tiere und garantierte dem Bauern das begehrte Zertifikat. Das Beste aber war die komplette Ver- und Entsorgung der Herde durch die vollautomatische Fütterungsanlage, das kapitalintensive Herzstück des neuen Stalles. Beinahe vollautomatisch wurden die Tiere versorgt, der Bauer mußte nur den Ablauf des Programms überwachen und die zentralen Depots der Fütterungsanlage auffüllen. Die Einstellung eines Fütterknechtes, früher bei einer so großen Herde unumgänglich, war unnötig.

Die entsprechenden Zertifikate waren nicht einfach zu bekommen gewesen, andauernde Kontrollen mußten hingenommen werden. Um diesem fressenden Kapital das verkaufsfördernde Zertifikat „biologisch“ zu erhalten, mußte möglichst auf industriell gefertigte Futtermittel verzichtet werden, der Hof sollte sein Vieh, wie weiland in germanischer Zeit, aus eigenem Anbau selbst versorgen. Diese kurze und überschaubare Nahrungskette sollte gewährleistet, daß möglichst wenig schädliche Stoffe oder Krankheiten aus der belasteten Außenwelt in die Tiere gerieten. Obwohl das angestammte Land weitläufig war, mußten einige Wiesen und Felder gekauft oder gepachtet werden, um ausreichend Gras, Heu und Futtergetreide zu produzieren. Alles in Allem war die grundlegende Umstellung des Betriebes ein mutiger unternehmerischer Kraftakt, den die neue Regierung und sogar Europa fi-

nanziell unterstützten, was die Aufnahme der notwendigen Kredite vereinfachte. Wegen dieser positiven Rahmenbedingungen akzeptierte die Bank das Borgfriedsche Land als eine gern gesehene Sicherheit für die neuerliche, beträchtliche Kapitalaufnahme. In enger Zusammenarbeit mit den Fachmännern der Bank und unter Berücksichtigung der neuesten statistischen Daten war ein Finanzierungsplan erstellt worden, der die Altschulden des Vaters miteinbezogen und mittelfristig Rentabilität versprach. Gonzo war zuversichtlich, bisher lief alles nach Plan. Allerdings mußte es in den kommenden Jahren planmäßig weitergehen und das Meiste, aber besonders diese erste Herde, gelingen, dann hätte er wieder Spielraum, würde er aus dem Größten heraus sein; zumindest was den Betrieb betraf.

Damals glaubte er an seinen Plan, war er rundum zufrieden und zukunfts-froh, ja glücklich. Vermutlich waren diese Wochen der erahnten Vollendung, in denen die Früchte seiner Arbeit zum Greifen nahe schienen, so daß er von dieser flüchtigen Epoche noch kürzlich am Bahnhof mit großen Augen schwärmte, die beste Zeit in seinem Leben gewesen. Nur ein Schatten von dem Mann in jenem Frühling war der Klaus Borgfried, der aus einer dunklen Gruppe von Leuten am Bahnhof auf mich zu kam und mir die Hand reichte. Wollte er schnorren? Nein. Er wollte erzählen.

Damals sah er, sich umwendend, beiläufig über den Zaun, der von der unteren Ecke des Geräteschuppen hinter sein Wohnhaus führte, hinweg auf das niedrige Häuschen des Nachbargrundstücks. Die alte Honscheid hatte nach dem Krieg mit ihren beschränkten Mitteln einen Schuppen zu diesem Häuschen ausbauen lassen, um sich durch dessen Vermietung ein Zubrot zu verdienen; schwarz, versteht sich. So war dort eine bescheidene Wohnung entstanden, ein kleines und ein großes Zimmer, Küche, Bad, Kohleofen; was brauchte man damals mehr. Seit seinen abenteuernden Kinderspielen kannte Gonzo die Räumlichkeiten dort drüben genau. Von seinem nach hinten hinaus, gegen Morgen gelegenen Zimmer im Obergeschoß sah er unwillkürlich auf das Häuschen hinab. Die Veränderung bemerkte er sofort. Die Fenster waren weit geöffnet, die grauen Gardinen waren verschwunden. Sollte dort wieder jemand einziehen? Wer hatte dort nicht schon alles gelebt und war wieder aus seinem Gesichtskreis verschwunden? Ganz früher hatten dort fünf oder sechsköpfige Familien gehaust, mit deren Kindern er gespielt hatte. Später lebte dort ein ältliches Ehepaar, dann war da dieser hagere Sonderling gewesen. Die meisten Bewohner waren nicht lange geblieben. Seit einiger Zeit stand das Häuschen leer. Als er im Herbst dort drüben einmal *nach dem Rechten* gesehen hatte, war die Tür unverschlossen und die

Wohnung in einem traurigen Zustand gewesen, kein einziges Möbel stand in den Zimmern, darin roch es feucht und muffig. Gonzo war an den Zaun, einen niedrigen, sogenannten Jägerzaun aus kreuzweise zusammengenagelten Latten, über den hier und da Brombeersträucher hinweg wucherten, geschlendert, um von dort aus vielleicht mehr zu erkennen. Nein, er konnte nichts Besonderes bemerken, außer das auch die Haustür sperrangelweit offen stand. – In neugierigem Sinnen versunken rief ihn seine liebe Mutter und geschätzte Arbeitskraft zum Abendessen.

In der niedrigen Küche, sauber und geordnet, gab es eines der üblichen Abendessen: ein Stück Braten, Salzkartoffeln, grüner Salat mit Sahne und Zwiebeln. Wie üblich trug die rüstige Frau Mutter einen ihrer dunkelblauen Kittel über der Kleidung, war ihr graues Haar aufgesteckt. Sie tat ihm schweigend auf. Gonzo lächelte zum Dank, stützte die Ellbogen auf den Tisch und schaufelte behaglich kauend in sich hinein, womit er bewies, daß das Abendessen wieder gelungen war. Als die Mutter mit ihrer kleineren Portion fertig war, fragte sie: „Weist du schon, dat Honscheids Trina hat wieder vermietet.“ Nein, wer der Neue sei, wußte die Mutter nicht. Zwei junge Burschen, erzählte die Mutter die Neuigkeit des Tages, so um die Zwanzig, einer mit einer langen Mähne, der andere beinahe kahlgeschoren, seien am Nachmittag mit einem Transporter vorgefahren und hätten einige Möbel und Kartons in die Hütte getragen. Dann seien die jungen Männer wieder verschwunden.

Der Bauer hatte aufgeessen, legte sein Besteck beiseite und stand auf. Es war Sonnabend, Kneipenbruderschaft war angesagt. „Jung, schau dat et nit zu spät wird,“ wiederholte die Mutter die alte Klage.

„Klar, Mutter, morgen muß ich doch wieder früh raus, heuwenden.“

„Jung, du weißt doch, dat wir den Sonntag heiligen sollen.“

„Dat tu ich doch Mutter, aber dat Heu muß jewendet werden, wer weiß wie dat Wetter wird. Und du jehst doch auch die Kälber versorgen.“

„Dat is doch wat anderes, dat meiste machen doch die Maschinen, außerdem muß dat sein, aber der Krach von dem Trecker am Sonntag, dat muß doch nit sein, dat bringt nimmernicht Segen. – Naja, ihr Jüngerer seht dat halt anders. `n schönen Abend auch, und schau zu, dat`e eine kriegst. Du weißt doch, lang kann ich dat alles alleine nich mehr machen.“

„Joh Mutter!“ Mit diesem unleidigen Thema behelligte ihn die Mutter nun öfters. Aber die Frauen in der Gegend, die in Frage gekommen wären, waren schon längst vergeben. Irgendwo hatte Gonzo nicht aufgepaßt. Vielleicht war er einfach zur rechten Zeit nicht vor Ort gewesen, sondern unten in der Stadt, wo er ja nicht heimisch geworden war. Geschwind machte sich Gonzo aus der niedrigen Küche hinaus, polterte die Treppe hinauf, duschte, zog

sich eine saubere Kluft über, und war fertig für den Sonnabend. Kurz zögerte er auf dem Hof, stieg dann doch in sein Auto und fuhr die fünf Kilometer ins Kirchdorf.

Satt, gutgelaunt und durstig betrat Gonzo die Kneipe. Es war einer dieser gewöhnlichen Sonnabende. Junges Volk, die Nachwachsenden, wie er sie nannte, lärmte in großer Zahl an den Tischen, schäkerte mit den Mädchen in den Winkeln der Wirtschaft. Kaum eins der Gesichter erkannte Gonzo. Aber an dem großen Tisch vor der Theke, dem einzigen mit einer massiven Holzplatte, den Nachwachsenden genügte holzfarbiger Kunststoff, saßen einige seiner Gesellen vor ihren Bieren.

Sands Pferdegesicht glänze ihm entgegen. Wie gewöhnlich saß der Förster am Kopfende des Tisches, mit dem Rücken zur Theke hatte er den Eingang im Blick, bemerkte Gonzo sogleich und winkte ihn mit den Augen herbei. So lange Gonzo sich an den hageren Jungen erinnern konnte, hatte Sand diesen unverbesserlichen, rötlichen Stoppelhaarschnitt, kleidete er sich mit klein oder groß kariertem Hemd und Jeans. Obwohl schon lange verheiratet, war er immer noch jugendlich schlank. Dem Förster zur Rechten saß der dicke Willi im Blaumann und streichelte mit öligen Fingern müde sein halbleeres Bierglas. Vor Jahren hatte er die Autowerkstatt seines Vaters übernommen, die dazugehörige Tankstelle wollte er nicht halten. Willi werkelte am liebsten schwarz bis in die Nacht hinein, wurde dabei immer unzufriedener, besonders wenn er wieder einen dieser dicken Schlitten von einem der Zugezogenen aufgemotzt hatte. Früher, als er noch in der Lehre war und auch noch einige Jahre danach, hatte er ihre billigen, also schrottigen und mangelhaften Wagen kameradschaftlich bearbeitet und für weitere zwei Jahre durchgebracht. Mit so was wollte Willi sich nicht mehr die Finger schmutzig machen. Sogar an Gonzos Trecker und anderes landwirtschaftliches Gerät legte er, nicht bloß der schlechten Bezahlung wegen, ungern die Hand; aber aus alter Kameradschaft, ließ es sich nicht vermeiden, weil er das Schweißgerät besaß, mußte es sein. Auch Heinz war da, der alte Krauter hatte einiges hinter sich, jetzt war er geschieden und machte in Versicherungen. Als äußeres Zeichen seiner neuen geschäftlichen Würde trug er nun auch in der Kneipe Schlips und grauen Anzug. Seit kurzem hatte er zusätzlich eine Lesebrille auf der Nasenspitze sitzen, die seine bauernschlaunen Züge maskierte und ihm ein seriöses Ansehen gab. Auch ein nichtsnutziger Student, schon ziemlich in die Jahre gekommen, war ihnen treu geblieben. Der dürre Kerl saß dem Förster zur Linken und wippte mit seinem Stuhl. Unverbesserlich trug er sein schulterlanges, meist etwas fettiges Haar zu Schau. Ricki suchte immer noch die Nähe seiner alten Kameraden und, ab-

gesehen davon, daß ihm der gesellige Trunk ein inneres Bedürfnis war, erprobte an ihnen gerne seine politische Beredsamkeit und weltanschauliche Theoriebildung, was ihn nicht immer beliebt machte. Außerdem wußte keiner genau, wovon er lebte, was in ländlichen Gegenden leicht Verdacht erregt. Dennoch wurde er gerne gesehen, denn seit eh und je gehörte er dazu.

Die Runde freute sich über Gonzos Kommen und legte das Kartenspiel, mit dem man beinahe begonnen hätten, vorerst beiseite. Man wechselte freundschaftliche Sätze und Sprüche, prompt kam eine Lage Bier, man prostete, begann einander zu necken: schon wieder dicker geworden? Du wirst auch nicht jünger. Wieso läßt dich Deine Frau eigentlich so spät noch raus? Arbeit! Arbeit! Ihr auf euren Büros haltet doch den Schlaf der Gerechten. Was ihr Bauern macht, nennt man heute „Selbstaussbeutung“ oder „Subventionsbetrug!“ ... . Es war eben einer dieser gewöhnlichen Sonnabende. Nach mehreren Lagen beredete Ricki den hilflosen Willi mit einem Vortrag über die Verbindung von Karosserie und Eros. Erstere habe doch, womit auch Eros sein Geschäft betreibe, unbestreitbar Formen, Rundungen, Wölbungen, was wenigstens bezüglich der Autos gerade er, Willi, genauestens wissen müsse. Die Karosserie aber ließe deutliche Rückschlüsse auf die erotischen Begierden und Traumwelten ihres Besitzers zu. Als Ricki am Nachmittag auf der Bank vor der Kirche seinen Betrachtungen nachgegangen sei, seien ihm solche statistisch gewiß erhärtbaren Bezüge aufgefallen. Anschaulich gesprochen, damit auch er, Willi, verstünde was gemeint sei und worum es gehe: Wenn ein kleiner, sportlicher Flitzer vorbeihusche, dann habe der Fahrer mit größter Wahrscheinlichkeit ein zierliche Blondine neben sich sitzen, jedenfalls zierlich. Es käme sogar vor, daß solch ein zierlich blondes Geschöpf selber den Flitzer fahre; in diesem Fall sei die Beziehung zwischen Karosserie und Objekt der Begierde eine unmittelbare. In einer chromblinkenden Limousine jedoch fände sich meist eine drall griffige Brünnette auf dem Beifahrersitz. – Selbstverständlich, schränkte Ricki ein, um möglichen Gegendarstellungen zuvorzukommen, gäbe es auch hier wie überall fließende Übergänge und Gegenbeispiele. Willi war mehr für das Handgreifliche und wollte vom Eros nichts wissen. „Gewiß“, gab Ricki nach, „wie im Leben, so kann man auch den Wagen wechseln.“ Sand, der alles mitanhören mußte, kaute auf seiner Pfeife, verzog manchmal sein Pferdegesicht, wandte sich aber bald ab und palaverte mit einem Mann an der Theke.

Heinz versuchte Gonzo von der Notwendigkeit einer Zusatzversicherung für seine neue Herde zu überzeugen; für alle Fälle, damit wirklich nichts schiefgehen könne, wie er ihm versicherte. Es gelang. Gonzo ließ sich von den Vorzügen des Vorzugspakets, das ihm Heinz anpries, überzeugen und gab seine Zusage, an einem der nächsten Tage in Heinzens Büro vorbeizu-



kommen, um den Vertrag perfekt zu machen. Nach altem Brauch wurde trunken verhandelt und nüchtern beschlossen. Gonzos Zusage versetzte Heinz in eine leutselige Stimmung, er bestellte zwei extra Biere und wechselte das Thema. „Weißt du schon, daß die Trina wieder vermietet hat?“ fragte er Gonzo und schaute ihm dabei über die Brillengläser hinweg fest in die Augen. „Und weißt du auch, wer in die Hütte kommt?“ Als Gonzo verneinte, klatschte sich Heinz auf den Schenkel und bog sich vor Lachen, wieder hoch gekommen fügte er grinsend hinzu: „Du wirst schon sehen, was die sich da angelacht hat. Ein dolles Ding ist das!“ Erst nach hartnäckigem Fragen, als die beiden Extrabiere fast leer waren, erzählte Heinz mehr. „Da kommt ‘ne junge Frau rein, ‘n dolles Ding sag ich dir, alleinstehend, bildhübsch. Das ist doch deine Chance, Gonzo, so Tür an Tür.“ Und er stieß Gonzo mit dem Ellbogen in die Seite, der wollte es nicht glauben. „Woher ich das weiß? Nun, ich bin nicht faul, komm halt herum; jeder braucht Versicherungen.“

– „Kommt jemand interessantes in die Gegend?“ Ricki hatte nur noch mit einem Ohr auf Willis Klagen über die Knausrigkeit der zugezogenen Neureiche gehört, nun wandte er sich mit weit geöffneten, fragenden Augen den beiden anderen Männern zu.

„Schau was er für spitze Öhrchen kriegt,“ meckerte ihn Heinz an, „kümmere du dich lieber um deinen verblichenen Eros.“

Endlich kam auch der unvermeidliche Guido hereingestolpert, der hatte schon anderswo mächtig geladen, riß die Augen auf und johlte vor Freude, seine Kammeraden zu sehen, schüttelte Hände, klopfte Schultern, bestellte Biere auf seinen alten Deckel, prostete mit jedem, wobei ihm eine endlose Flut von Halbsätze entströmte. Lärmend ging die Gesellschaft auf seine alt bekannten Gemeinplätze und Zoten ein. Die Männer lachten und feixten wie beim Erscheinen des Narren in der Posse.

Bauer Guido zählte Gonzo nicht wirklich zu seinen Freunden, obwohl er ihn unweigerlich vor oder hinter dieser oder jener Theke fand. Dahinter, um mit einer der alle paar Jahre nachwachsenden Schankmädchen anzubändeln, wobei er manchmal ziemlich handgreiflich werden konnte, weshalb da und dort mehrfach Hausverbot über ihn verhängt worden war, woran sich Guido aber nie länger als zwei Wochen hielt. Er konnte es sich erlauben, denn Guido war ein einträglicher Gast, dem jeder Wirt gerne die Striche auf den Deckel machte. Weshalb die Mädchen angewiesen waren, dem Jungbauern seine Zudringlichkeiten nicht allzu krumm zu nehmen, sondern freundlich zu ihm zu sein, da er ohnehin bei den jungen Frauen über einige unzulässige Zugriffe nicht hinaus kam. Eigentlich waren Guido und Gonzo so etwas wie Schicksalsgenossen. Beide waren in ihrem jeweiligen Dorf als

einzig Landwirte übriggeblieben und versuchten, jeder für sich und auf seine Weise - Guido war konventioneller Landwirt geblieben -, ihre Betriebe zu erhalten. Und immerhin hatten beide es, im Gegensatz zu so vielen altingesessenen Familien, bis hierher geschafft. Dieser Überlebenskampf war hart gewesen, vielleicht war das Schlimmste bereits überstanden, denn unmöglich könnten alle Bauern aus der Landschaft verschwinden, sagte sich Gonzo seit seinem Studium. Guido hatte nicht studiert, sondern war ein Säufer geworden, sein Gesicht hatte bereits debile Züge angenommen. Vermutlich würde er seinen Hof versaufen, sagte sich Gonzo, das verstieß gegen seine Standesehre.

Die Männer versumpften in der Rundenspirale. Auf eine Runde Bier folgt unweigerlich die nächste, meist bevor die Gläser leer getrunken sind. Unwillkürlich verkürzt sich der Abstand von Bier zu Bier, schließlich ist im Strudel die Zeit aufgehoben, sind die Schranken der Vereinzelung aufgehoben. Ein zweideutiger Zustand tritt ein. Endlos kann sich die Spirale hinziehen. Sie wird nicht durch die Sperrstunde, sondern erst durch den Zapfenstreich, das mutwillige Abschrauben der Zapfhähne verbunden mit einigen energischen Worten des Wirtes beendet. Vorher versuchte Guido sein Glück hinter der Theke bei Anne, die, wiewohl ausgewachsen und üppig geformt, für jeden der Männer in der Runde am Tisch deutlich zu jung war. Heinz und Gonzo genehmigten sich gackernd süße, rote Schnäpse. Der Förster war bloß noch körperlich anwesend, vom Alk vergeistigt politisierte er, ohne Zuhörer nötig zu haben, polternd vor sich hin. Willi war kopfüber eingeknickt und Ricki hatte sich, mangels Kasse, davongemacht. Die Nachwachsenden? Die halten nichts mehr aus, außer drei Burschen waren schon alle in ihre kuscheligen Nester verschwunden.

Als er mit den Letzten herausgeschmissen wurde, hatte Gonzo alles in allem wieder einen jener gelungenen Sonnabende hinter sich. Benebelt ging er zu seinem Auto, schwang sich hinein, beim dritten Versuch sprang der Motor an. Gonzo kannte den Heimweg im Schlaf, zügig fuhr er an der Kirche vorbei, wechselte am Ortsausgang auf die Gegenseite, um vom Starenkasten nicht geblitzt zu werden, kehrte beschwingt wieder auf die ordnungsgemäße Fahrbahn zurück, nahm wie im Traumflug die Kurven auf seinem Weg und rollte schließlich unbeschadet auf seinen Hof. Heimgekehrt schlich er die Treppe hinauf in seine Zimmer, bald schlief er fest. – Ihm träumte von einer drallen Blondine, so ende 20, die alleinstehend, also Hilfe suchend, nebenan in das Häuschen eingezogen war. Bald wehte ihr helles Sommerkleid auf seinem Hof umher, durch den großen Stall und die Scheune, auf dem Trec-

ker, im Geräteschuppen oder um die Silotürme herum. Begeistert, wie sie von seiner stattlichen Erscheinung und, wie es der Zeitgeist gebietet, von seiner biologischen Arbeitsweise war, konnte er ihrem Sommerkleid näher und näher kommen.

□

Der Juni versprach heiß zu werden, was in jener Gegend selten ist. Eigentlich gibt es für Bauern keine guten Jahre. Entweder ist ein Jahr verdorrt oder verregnet. Entweder gibt es nach einer schlechten Ernte wenig zu verkaufen oder eine reiche Ernte verdirbt die Preise. Ein mittlerer Zustand ergibt sich nur statistisch aus den Bilanzen mehrere Jahre. Durch die sanft gewellte Landschaft fahren überblickte er vom Trecker das kräftige Grün der Wiesen und Felder. Gonzo konnte sich gut vorstellen, wie voll Hoffen und Bangen sein altertümlicher Kollege die fruchtbringende Witterung von den Feldern der anderen hinweg auf seine eigenen gewünscht haben mußte, um inmitten allgemeinen Mangels eine reiche Ernte zu hohen Preisen auf den Markt bringen zu können. Aber die Witterung spielte für Bauern längst nicht mehr eine so entscheidende Rolle wie in der Vergangenheit, beruhigte sich Gonzo ganz ohne Zauberei. Mächtige Kartelle beschränkten die Produktion und paßten sie der prognostizierten Konsumtion an. Wenn nicht gerade irgendeine der Seuchen, von den Medien aufgegriffen und breitgetreten, die Konsumenten verschreckte, blieben die Preisen auf dem durch die europäischen Regierungen reglementierten Fleischmarkt, allen sonstigen Schwankungen zum Trotz, verhältnismäßig stabile. Dies galt in besonderem Maße für das hochwertige Kalb- und Rindfleisch, mit dem Gonzo den Markt zu versorgen sich vorgenommen hatte. Hier waren sogar für die Zukunft, weshalb die Fachleute von der Bank dienstbeflissen seine Investitionen befürwortete hatten, enorme Wachstumsraten zu erwarten. – Gonzo kannte sich in der verwickelten Agrarstruktur aus, deshalb hatte er ja nach seinem Studium auf *Bio* gesetzt. Eigentlich konnte nichts schief gehen.

Schwitzend kletterte er vom Trecker, prüfte die Mailbox seines Handys und steckte es wieder fort. Heinz wollte ihn sprechen, hatte er auf dem Display gelesen. Aber noch war nicht Sonnabend. Obwohl er etwas früher als gewöhnlich Feierabend gemacht hatte, wollte er am Abend nicht in die Schenke fahren. Zwei Pflichten lasteten auf Gonzo: sein Hof und eine Frau. Wegen letzterer lag ihm seine Mutter seit geraumer Zeit in den Ohren. Die erste Aufgabe verlief planmäßig, auf seinem Hof hatte er alles im Griff, an der zweiten mußte er arbeiten. Noch war nicht aller Tage Abend. Neben an war tatsächlich eine Frau eingezogen. Seither waren bald zwei Wochen vergangen, ohne daß er die neue Nachbarin zu Gesicht bekommen hatte. Seine Mutter aber hatte bereits, als sie in ihrem Küchengarten werkelt, einige Sätze über den Zaun mit der neuen Nachbarin gewechselt und sie beim Abendessen mit wenigen Worten als freundliches Wesen geschildert. Vielleicht hielt sie, dachte er sich, weil sie bereits mit der Mutter gesprochen hatte, den üblichen nachbarschaftlichen Antrittsbesuch bei ihm für über-

flüssig. Gonzo hielt sich für einen unkonventionell denkenden Menschen und war ein stattlicher Mann, der sich vor Niemandem zu verbergen brauchte. Also ging er an diesem Nachmittag, durchgerüttelt von seinem Trecker, das Brausen des Motors noch in den Ohren, kurzerhand hinüber. Dafür bedurfte es wenig. Mit zügigen Schritten überquerte er seinen Hof, ging vorne an den Silotürmen vorbei hinaus, linksherum auf der Dorfstraße außen am Küchengarten seiner Mutter entlang und bog bei nächster Gelegenheit wieder links in das Nachbargrundstücks hinein. So einfach war das. Ein abgenutzter, blauer Kadett stand vor dem Häuschen; sie war also da. Er strich seine etwas vereinzelte Stirnlocke zurück und klingelte. Auch nach wiederholtem Drücken hörte er nichts, also klopfte er beherzt.

Dampf hallten leichte Schritte. Henna rote Pracht erschien in der Tür, buschiges Haar, obwohl am Hinterkopf gebündelt, bauschte über schmale Schultern nach vorn. Da stand das neue Wesen im dunklen Sommerkleid, Arme frei, wadenlang, nackte Füße in Sandalen, über dem linken Knöchel blinkte ein Kettchen. Ihr schmales, ebenmäßiges Gesicht mit hohen, ausgeprägten Wangenknochen und schmaler, gebogener Nase erinnerte an eine Alemannische Fastnachtsmaske. Unter schwarzen Brauen hervor blickten ihn große, dunkle Augen etwas starr aber freundlich an. Ihre vollen, dunklen Lippen waren für einen Moment wie zum Kuß geschürzt, neben den Mundwinkeln sah man deutlich die Kerben kleiner Falten; auch ihre gewölbte Stirn war längst nicht mehr glatt. Sie war eine duftige Frau, so Mitte dreißig, im Ganzen hübsch und wohlgebaut. Gonzo hielt sich für einen Glückspilz. Blitzschnell paßte er seine vagen Vorstellungen dieser leibhaften Wirklichkeit an. Genau die Richtige hatte ihm das Geschick direkt vor die Türe gesetzt, durchfuhr es Gonzo. Es war auch höchste Zeit. Sogleich nahm er sich fest vor, diesmal nicht locker zu lassen. So Türe an Türe mußte es gelingen. Zunächst galt es bloß kurz „guten Tag“ zu sagen, um sich als freundlich hilfsbereiten Nachbarn zu präsentieren; ganz wie es sich gehört. Bloß nicht mit der Türe ins Haus fallen, hatte ihm schon Opa Wilhelm gelehrt. Da er, überwältigt von den sich in ihm überschlagenden Plänen und Prognosen, schwieg, fragte sie: „Was wünschen Sie?“

Sogleich riß er sich zusammen. „Ich bin ihr Nachbar zu Rechten, Klaus Borgfried heiß ich,“ stellte er sich vor und reichte ihr die Hand, fühlte flüchtig weich und kühl die ihre in der seinen, „aber alle nennen mich Gonzo.“ Sie bat ihn nicht hinein, also plauderten sie eine Weile in der Türe und tauschten ihre Personalien aus, wie es sich gehört. Gonzo präsentierte sich als unternehmenden Bauern, wohl wissend, daß es sich dabei mittlerweile um einen seltenen, also interessanten Beruf handelte. Rinderzucht präziserte er selbstbewußt, setzte auch wie nebenbei das *Bio* hinzu. Sie quittierte es lä-

chelnd und erklärte, es sei längst an der Zeit, daß mehr und mehr Bauern merkten, was los ist, und zu einer naturnahen Arbeit zurückfinden würden. Heftig nickend stimmte er ihr bei und fühlte sich durch ihr offensichtliches Verständnis für das biologische Bauerntum ermuntert, einige seiner Kernsätze über die schwierige Umstellung, die Risiken der Globalisierung und die Zukunftsaussichten seines Betriebs zum Besten zu geben. Nachdem er in gebotener Kürze, man kannte sich ja noch nicht, Vater, Kredite und Marktsituation abgehandelt hatte, stellte sie sich als freiberufliche Hebamme vor.

„So“, staunte Gonzo, „freiberuflich, geht denn das, kommen sie damit klar? Finanziell, meine ich.“

„Hm,“ nickte sie leicht mit dem Kopf, „es ist in Ordnung“. Obwohl sie nur wenige Frauen gleichzeitig betreuen wolle, gewähre diese Arbeit ihr genügend Einkommen zum Leben und reichlich Zeit für sich selber. Damit dies so bleibe und weil sie die Stadt satt gehabt hätte, habe sie das Häuschen der alten Honscheid, das ihr günstig angeboten wurde, gemietet. Damit waren die Personalien – Name, Berufsstand, Herkunft – erledigt.

Der Bauer konnte sich nicht verkneifen zu fragen, ob sie Familie habe, verheiratet sei? „Nein“, ihren Kopf zurück werfend lachte sie schallend wie über einen absurden Witz, „das war nie nötig gewesen.“

– „Ach so.“ Staunte Gonzo nicht schlecht. – Für ihn wäre es schon nötig gewesen, aus diesem und auch anderen Gründen, aber es hatte sich bei ihm nicht ergeben, aus eben diesem und auch anderen Gründen. Die Formalien waren geklärt. Um über das nun drohende Schweigen hinauszukommen, fragte er: „Soll ich mal nach der Klingel sehen, ich glaube, die funktioniert nicht mehr.“

Nein, das sei unnötig. „Auf Wiedersehen.“ Nach einem reizenden Lächeln schloß sich die Türe. Dahinter verhallten leichte Schritte.

Ariele hieß sie also. Wo hatte er diesen Namen schon einmal gehört? Nein, die Rakete damals hieß anders. Ariele war Mitte dreißig, schätzte er, im Ganzen hübsch und wohlgebaut. Genau das Richtige. Gonzo hielt sich für einen Glückspilz. So Türe an Türe mußte es gelingen. Planmäßig würde er ihr näher und näher kommen. Das Ergebnis hielt er für unausweichlich. Frohgemut trollte er sich heim. Schweigend tat ihm seine Mutter das Abendessen auf, auch während der Mahlzeit wurde kaum ein Wort gewechselt; dazu war es noch zu früh. Nach dem Essen machte sich Gonzo dann doch davon, um in der Schenke mit einigen Freunden die wohlverdienten Feierabendbiere zu trinken. Aber irgendwie fand er keinen Gefallen an den Gesprächen, auch das Trinken gab er nach drei züchtigen Bieren auf und verabschiedete sich frühzeitig, Müdigkeit und die viele Arbeit als Entschuldigung angehend.

Heimgekehrt blickte er vom Fenster seines Schlafzimmers im Obergeschoß noch eine Weile auf das flache Haus gegenüber. Drüben war es dunkel, nur im linken äußeren Fenster, dem von dem kleineren, hinteren Raum, seit seiner Kindheit kannte er sich da drüben aus, flackerte ein Lichtlein wie von einer Kerze. Sonst konnte er nichts erkennen, also legte er sich ins Bett.

Der suchende Blick aus dem Fenster wurde für Gonzo zur Gewohnheit vor dem Schlafengehen. Anfangs wurde er dadurch in seiner Ruhe kaum gestört. Wenn er eine Weile, nachdem er das Licht in seinem Zimmer gelöscht hatte und bevor er sich ins Bett legte, hinüber sah, bemerkte er drüben wenig mehr als etwas Kerzenschein in dem einen oder anderen Fenster. Manchmal waren alle drei Fenster, das kleine vom hinteren Zimmerchen und die beiden hohen, breiten, nachträglich eingebauten Scheiben in der Wand des großen Zimmers, von flackerndem Licht hell erleuchtet, als würde dahinter eine Unzahl von Kerzen brennen. Sollte die neue Nachbarin das ganze Jahr hindurch Weihnachten feiern? Vorhänge oder Gardinen gab es drüben nicht. Dies war eine dieser neuen Gewohnheiten, die ihm schon damals, während seiner Studien unten in der Stadt, aufgefallen war. Nur einige Blumentöpfe und rankendes Grün hinter den Scheiben behinderte etwas die Sicht. Dennoch konnte er, weil sein Ausguck oberhalb des Häuschens lag, den gegenüberliegenden Raum etwa bis zu einem Drittel, von dem linken Zimmerchen bloß einen Winkel einsehen. So sah er selten mehr als das Schattenspiel undeutlicher Gestalten. Einmal schlug drüben ein Hund an, den er bisher nirgends bemerkt hatte.

Bald jedoch kam Bewegung auf das Nachbargrundstück. Mehrmals in der Woche fuhren Autos vor das Häuschen. Ausschließlich fremde Frauen kamen mit ihnen angefahren und gingen dort drüben ein und aus. Plötzlich verkehrten gegenüber mehr fremde Frauen, als Gonzo die vergangenen Jahre hindurch im Dorf gesehen hatte. Sollte sich nebenan überraschen eine Gold- oder Frauenader aufgetan haben? War in diesem Frühling direkt neben seinem Hof ein Nest zwitschernder Frauen gebaut worden? Kamen für ihn nun, entgegen der gehörigen Ordnung, nach sieben mageren, die sieben fetten Jahre? Mit Gonzos Neugierde wuchs auch die Zeit, die er abends hinter seinem Fenster saß, aber weder eine Regelmäßigkeit noch den Zweck der Besuche konnte er deutlich feststellen. Sah so das Geschäft einer Hebamme aus? Gewiß, die eine oder andere der Frauen war offensichtlich schwanger, aber die meisten, die offensichtlich ausgelassen und aufreizend auf das Häuschen zugingen oder herauskamen, erregten in ihm den Eindruck, als ob sie es bald werden möchten. Trotz ihrer Verschiedenheit untereinander waren alle diese Frauen, die gertenschlanken, jungen Dinger ebenso wie die

ergrauten, würdigen Damen, anders als jenen, die Gonzo aus der Umgebung gewohnt war. Genau erklären konnte er sich diesen Unterschied nicht. Vermutlich waren die Fremden ungewöhnlicher gekleidet, als in seinem Landstrich üblich, sei es das grell gefärbte Haar bei der einen oder die enge, blumige Hose bei einer anderen, der auffallende Haarputz der Alten oder die phantastische Kopfbedeckung jener Drallen, oder diese wehende Robe, die rote Seidenbluse, oder sei es bloß ein kürzerer oder längere oder weiterer Rock als gewöhnlich. Alle diese Besucherinnen erschienen irgendwie gelöst, heiter, beinahe übermütig. Jedenfalls wirkten sie auf Gonzo irgendwie seltsam, beinahe verdächtig. Diese Frauen waren eben nicht aus der Gegend, sondern kamen aus der Stadt, aus Nachbarkreisen oder fernerer Regionen, wie er den Autokennzeichen entnahm, die er zum Teil nicht kannte. An gewissen Tagen waren es so viele, daß ihre Autos die Dorfstraße entlang bis vor den Küchengarten seiner Mutter parkten; seine Hofeinfahrt blieb immer frei. An solchen Tagen waren acht, neun oder noch mehr Frauen dort drüben bis spät in die Nacht versammelt. Dann hörte Gonzo bis in seine Träume hinein ihre Stimmen, Gelächter, Musik. Aber solch großer Andrang war die Ausnahme, in der Regel kamen die Frauen einzeln oder paarweise und blieben bloß einige Stunden. Meistens waren sie schon am späten Nachmittag oder frühen Abend verschwunden. Hin und wieder sah er von seinem nächtlichen Ausguck eine Verspätete eilig hinauskommen und fortfahren. Daß die eine oder andere über Nacht oder gar mehrere Tage bei Ariele blieb, kam selten vor. Einmal, außer dem üblichen Schattenspiel und etwas Gelächter war nichts zu bemerken gewesen und Gonzo lag schon im Halbschlaf, hörte er einen seltsamen Singsang von drüben. So sehr er seine Ohren spitzte, konnte er das Gesungene weder verstehen noch in der Melodie einen Schlager oder ein ihm bekanntes Lied wiedererkennen. Zunächst beunruhigte ihn das Unbekannte, dennoch stand er nicht noch einmal auf, um vom Fenster aus zu lauschen, sondern wurde von dem monotonen Gesang angenehm eingeschläfert.

Bald erklärte Gonzo seiner Mutter, er konnte es sich leisten, denn er war sein eigener Herr und arbeitete bei sich zu Hause, es sei nun an der Zeit, er sei älter geworden und wolle zukünftig einen kleinen Mittagsschlaf halten. Dann saß er auch nach dem Mittagessen eine Weile hinter der Gardine seines Fensters. Den alten Feldstecher von Opa Wilhelm hatte er längst griffbereit in seinem Nachttisch deponiert. Zunächst erspähte er in seinem Mußestündchen wenig Neues. Besucher pflegten drüben im Laufe des Nachmittags oder Abends einzutrudeln. Die beste Zeit des Tages, den Morgen bis weit über den Mittag hinaus hatte Ariele für sich selbst reserviert; diese auto-



nome Regel brach sie nur ausnahmsweise. Jedoch mit dem heraufkommenden Sommer nahm Gonzos Nachbarin die Gewohnheit an, wenn die Witterung es zuließ, sich in der Mittagszeit für ein gutes Stündchen zu sonnen. Leider hatte sie ihre Liege hinter ihrem Häuschen aufgeschlagen. Dort, zwischen ihrem Haus und der Tannenhecke auf der Grundstücksgrenze, lag sie im hohen Gras allen möglichen Blicken entzogen. Allenfalls hätte man sie von der Straße aus im Gras entdecken können, wenn man am Zaun stehen geblieben wäre, was für Gonzo undenkbar war. Über diesem windgeschützten Winkel ihres Gartens stand die hohe Mittagssonne mehrere Stunden. An solchen Sonnentagen sah Gonzo in seiner Mittagspause bloß, wie Ariele im kurzen, orangen Morgenmantel oder im knappen, schwarzen Bikini, mit einem Buch oder einer Mineralwasserflasche unter dem Arm, barfuß zur Türe heraus trippelte, um sogleich hinter der Hausecke zu verschwinden. Einmal sah er gerade noch, wie sie sich unter den hennaroten Busch ihrer Haare an den Rücken griff, um den Verschuß des Oberteils zu öffnen. Er konnte verfolgen, wie während einiger sommerlicher Tage ihre helle Haut dunkler und dunkler, ja knackig braun wurde.

Gonzo begann seine Mittagsruhe ungebührlich auszudehnen. Es kam sogar so weit, daß seine Mutter, die dergleichen bisher nie für nötig gefunden hatte, weil sie ihn als einen pflichtbewußten und tüchtigen Arbeiter kannte, ihn einmal von der Treppe aus rief und fragte, ob er denn schon sein Tagewerk erledigt habe? Schlagartig wurde Gonzo klar: sein Lebenswandel begann ihm zu entgleiten. Aber er konnte es nicht lassen.

Eines Tages, so um die Mittagszeit, erschien drüben eine leibhaftige Punkerin, wie sie zuhauf am Bahnhof herumlümmeln. Sie mochte gerade ihren 15. oder 16. Lenz erleben. Ihr Gesicht war rund und rosig, violette und grüne Haarbüschel standen handlang vom Kopf ab und liefen spitz zu. Ihr knackiges Figürchen steckte in einer zerrissenen, schmutzigen, schwarzen Kutte, da und dort silbrig behängt. Um ihre Hüfte herum flatterte ein aschfahler Stoffetzen, unter dem in zerrissenen Netzstrümpfen dickliche Schenkel hervorkamen. Ihre Füße steckten zunftgemäß in übergroßen, ungeputzten Armeestiefeln. Ganz kurz durchfuhr Gonzo der Gedanke, die beiden würden sich sogleich frei machen und vor dem Häuschen in die Sonne legen. Dazu kam es selbstverständlich nicht. Nach herzlicher Umarmung und Begrüßung schwätzten die beiden auf der Bank neben der Tür, alberten eine Weile miteinander, lachten schließlich schallend. Dann nahm Ariele das Mädchen an die Hand und führte es in das Häuschen hinein. – Sollte die Punkerin seine Nachbarin „Mutti“ genannt haben? Gonzo entschied, sich verhört zu haben, immerhin war sein Fenster nur gekippt, weit mehr als ein Dutzend Schritte lagen zwischen ihm und den Frauen da drüben. Außerdem

konnte er sich, bei allen anderen Unregelmäßigkeiten, die er sich gut vorstellen konnte, nicht wirklich vorstellen, daß eine Tochter nicht bei ihrer Mutter lebt, sondern bloß mal eben auf einen Sprung vorbei kommt. Es gab ja auch noch andere Verwandtschaftsarten oder sonstige Verhältnisse. Sonstige Verhältnisse? Bisher hatte er dort drüben ausschließlich Weiber gesehen. Sollte Ariele deshalb kein Interesse an ihm, ihrem direkten und griffbereiten Nachbarn zeigen?

Seit seinem Antrittsbesuch waren über zwei Wochen vergangen, ohne daß er wieder mit ihr gesprochen hatte. Ariele machte ihm, entgegen dem zwischen neuen Nachbarn auf dem Lande üblichen Brauch, mit dessen Befolgung er fest gerechnet hatte, keinen Gegenbesuch. Sollte Gonzos Selbstvorstellung drüben schlecht angekommen sein? Die neue Nachbarin schien ihn nicht zu beachten, dabei sprach sie mittlerweile beinahe täglich über den Zaun hinweg mit seiner Mutter. Denn gleich nach ihrem Einzug hatte Ariele neben ihrer Einfahrt, dem mütterlichen Küchengarten gegenüber, einen kleinen Garten für Blumen, Kräuter und Gemüse angelegt. Wenn die beiden Frauen gleichzeitig auf ihren Beeten werkten, ergab sich wie von selbst das eine oder andere Schwätzchen. Gonzos Mutter freute sich über diese neue Gesellschaft und schilderte ihm Ariele als geschickte Gärtnerin, die trotz ihrer eigenwilligen Methoden ein offenes Ohr für die Hinweise und Ratschläge der Mutter hatte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Städterinnen, die im Laufe der Jahre in die Gegend gezogen waren, scheute sie nicht, sich mit der Erde zu beschmutzen. Und, was der Mutter besonderen Spaß machte, Ariele hörte gerne die alten Geschichten aus dem Leben der Großmutter, die er nicht mehr gekannt hatte, und stellte neugierig Fragen nach der Arbeitsweise, den Gartenregeln und Bräuchen von dazumal. All diese Fragen konnte die Mutter unmöglich beantworten, dafür hätte es schon der Großmutter in eigener Person bedurft. Was die junge Frau nicht alles wissen wollte, schüttelte Gonzos Mutter bei einem ihrer gemeinsamen Abendessen den Kopf, da seien Fragen dabei, die könne sie vor ihm nicht einmal wiederholen. Und sie kicherte in sich hinein. Gonzos Mutter kicherte beim Abendessen! Das war seit Jahren nicht mehr vorgekommen.

Etwas seltsam kam es der Mutter schon vor, daß Ariele am liebsten barfuß im Garten arbeitete. Wiederholt riet sie ihr, doch wenigstens dann, wenn die Erde naß war, Schuhe anzuziehen und warnte nachdrücklich vor Nieren, Blasen und anderen unangenehmen Entzündungen. Darüber lächelte Ariele bloß und ließ sich von ihrer Gewohnheit nicht abbringen; einmal antwortete sie auf eine dieser mütterlichen Ermahnungen, sie liebe es eben, mit nackten Füßen in der Erde zu stehen. Befremden empfand die alte Bäuerin auch

über Arieles Eigenart, jedes kleine Pflänzchen zu hegen und Unkraut, wo es nicht störte, wachsen zu lassen. Einen regelrechten Widerwillen zeigte die neue Nachbarin dagegen, überzählige Setzlinge auf den Kompost zu werfen. Aber auch diese Eigenart brachte die beiden Frauen einander näher. So kam Ariele einmal mit Kohlrabisetzlingen an den Zaun, und fragte, ob die Mutter nicht Platz für „die Kleinen“ in ihrem Garten hätte? Ein Andermal mußte Ariele über den Zaun gekommen sein, wie einige Fußspuren im Beet verrieten, und hatte, während die Mutter im Stall beschäftigt war, eine Gruppe Rote Bete Setzlinge in einen freien Winkel des Küchengartens gepflanzt. Bei nahe jeden Abend erzählte die Mutter die eine oder andere kleine Merkwürdigkeit von drüben.

Gonzos Neugierde auf seine Nachbarin wuchs. Kam sie wegen ihres zwielichtigen Verhältnisses zu der Punkerin oder anderen Weibern nicht mit ihm ins Gespräch? Oder sollte Ariele, bloß weil sie oft mit seiner Mutter am Zaun sprach, annehmen, damit wären ihre nachbarschaftlich Pflichten ihm gegenüber erledigt? Jedenfalls stagnierte Gonzos Plan bezüglich dieser seiner zweiten Pflicht, also nahm er sich mutig vor, in den nächsten Tagen hinüber zu gehen, um Bewegung in diese Angelegenheit zu bringen. Aber zunächst waren da die Pflichten des Hofes, die Forderungen des Tages. Bei seiner alltäglichen Arbeit waren kleine Probleme aufgetreten.

Wieder war Mittag und Gonzo fuhr von der Weide hinten am Wald, auf der er die Gülle seiner Kälber verklappt hatte, mit der hol dröhnenden Gülletonne auf dem Anhänger seines Trecker durch das Dorf zu seinem Hof. Von Arieles Grundstück blitzte ihm helle Leiblichkeit in die Augen, aber er verdrehte nicht den Kopf, um in den Winkel zwischen Häuschen und Tannenhecke zu schauen. Als Gonzo auf den Hof treckerte, kam Dr. Möllendunk, in Würde ergraut und untersetzt, aus dem Stall. Zwei Kälber waren über Nacht verendet und die Mutter hatte am Morgen den Tierarzt angerufen. Seinen blauen Instrumentenkoffer zwischen den Beinen wartete er, bis der Bauer seinen Trecker vor dem Schuppen abgestellt hatte, um mit ihm die Lage zu erörtern. Nein, der Tierarzt konnte das überraschend Verenden der beiden Kälber nicht erklären; Herzversagen vermutete er. Bei einer so großen Herde, all die vielen Tiere in einer Halle und der heiße Sommer, da käme dergleichen schon mal vor. Ansteckungsgefahr bestünde keine, dennoch empfehle er eine Reihenimpfung für die Herde. Nein, winkte er Gonzos Einwände ab, der Impfstoff sei vollkommen unbedenklich, sogar in den Richtlinien für biologische Rinderzucht als empfehlenswert aufgelistet. Außerdem könne man die Substanz schon nach wenigen Wochen nicht mehr nachweisen. Überdies empfahl er den Schaden der Versicherung zu melden, die ihn bestimmt pro-

blemlos begleichen würde. Diesbezüglich stellte der Tierarzt ein versicherungstaugliches Attest aus. Nach erhaltenem Auftrag für die Reihenimpfung empfahl sich Dr. Möllendunk.

=

Sonnabend: große Runde, alle waren wieder da. Schmierig, so nannten alle den Wirt, war in Bestform, begrüßte möglichst jeden der älteren Gäste persönlich, so auch den hereinkommenden Gonzo, und wußte meist auch mit ein oder zwei Sätzen nach Beruf, Familie oder Sonstwas zu fragen. Flink trug der Wirt das Tablett mit dem begehrten Trunk umher, mit dem Bug seiner strammen Wampe schob er sich widerstandslos durchs Gedränge der Nachwachsenden, brachte die beschlagenen Gläser mit dem goldigen, würzigen Saft in die hintersten Winkel seiner Schenke. Guido stand schon über die Theke gelehnt und beschäkerte Anne, die, wenn sie beim endlosen Zapfen aufblickte, ihn schläfrig anlächelte und in allem und jedem recht gab. Zuweilen machte sich Anne am Kühlschrankschrank unter der Theke zu schaffen, dann schob Guido, auf seine Ellbogen gebeugt, seinen langen Oberkörper über die Mitte der Theke vor und gab ihr von oben, als alter Kenner der Örtlichkeit, hilfreiche Ratschläge, um die gesuchte Flasche zu finden; dabei genoß er die Einblicke in das Dekolleté ihre T-Shirts.

Bevor Gonzo sich unbeschwert den üblichen Vergnügungen des Sonnabends widmete, wollte er mit Heinz, seinem Freund und persönlichen Versicherungsagenten, sprechen; geschäftlich. Die beiden Männer stellten sich mit ihren frischen Bieren abseits an die Ecke der Theke und setzten ernste Mienen auf. Gonzo berichtete vom überraschenden Tod der beiden Kälber, wies auch das entsprechende Attest von Dr. Möllendunk vor. Heinz nahm das Papier an sich und setzte seine Lesebrille auf. Als er den Zettel überflogen hatte, versicherte Heinz dem Bauern, alles hätte seine Richtigkeit, der Schaden würde problemlos reguliert werden, dafür zahle man ja Beiträge, in einer Woche sei das Geld auf dem Konto.

„Und wie geht es dem alten Möllendunk?“, fragte Heinz augenzwinkernd, „seit Jahren kreuzt der Alte hier nicht mehr auf, hat sich wohl zurückgezogen. Dabei hatte der doch früher auch mal gerne einen getrunken. Ich kann mich noch erinnern wie er, der Apotheker Gladbach und Willis Vater, die waren doch damals, als wir damit anfangen, im besten Alter, hier um den Tisch herum gesessen und getrunken haben, Karten haben sie dabei gedroschen.“ Auf Gonzo hatte der Tierarzt, den er schon seit der Zeit kannte, da er als frisch gebackener Veterinär für seinen seligen Vater den Hof betreut hatte, einen kaum veränderten, robusten und guten Eindruck gemacht. „Das glaub ich,“ versetzte Heinz und schaute Gonzo mit hochgezogenen Brauen über die Lesebrille hinweg in die Augen, „bei dem Doktor steht alles bestens, aber seine Frau hat verdammt nachgelassen. Die Krankheit hat aus

ihr einen richtigen Hausdrachen gemacht. So kann's gehen, vorher kann man das nur schwer abschätzen, man steckt eben nicht drin; jedenfalls nie tief genug. Ob sie nun wirklich so schlecht drauf ist oder es dem Alten bloß vormacht, kann keiner sagen; du weißt ja wie Frauen sein können. Jedenfalls muß er abends zu hause bleiben, sonst rastet seine Alte aus. Erst vergangenen Mond ist sie durchgedreht und nächstens über die Dörfer geflitzt. Natürlich haben sie sie aufgegriffen, am nächsten Tag konnte Möllendunk sie gut verpackt im Landeskrankenhaus abholen. So ist das eben.“ Heinz legte Gonzo die Hand auf die Schulter, „wenn einer aus dem Größten raus ist und einem alles gut von der Hand geht, so daß man glaubt, endlich ein sorgenfreies Leben führen zu können, dann machen einem die Weiber einen Strich durch die Rechnung. Also beklag dich mal nicht, sondern sei froh, daß draußen dein eigener Herr zu sein.“ Was für eine Krankheit den die Möllendunk habe, wollte Gonzo noch wissen, bevor die beiden sich wieder unter die anderen Thekenbrüder mischten. „Den Alk, mein Lieber,“ belehrte ihn Heinz. „Diese Gattinnen von wohlhabenden Männern, die ihr liebes langes Leben hindurch nichts anderes als Gattinnen gewesen waren oder werden können, werden müssen, außer nebenher vielleicht auch einige Zeit hindurch Mütter oder Geliebte, haben es nicht so leicht, wie man es sich von außen gerne vorstellt, sondern langweilen sich bald den lieben langen Tag hindurch. Und wenn die Jahre vorbei sind, in denen sie sich während der langen Arbeitszeiten ihrer einträglichen Gatten als Geliebte einige Abwechslung zu verschaffen wissen, dann kommt der Alk. Das beginnt oft unmerklich, hier mal ein Schlückchen für die Gesundheit, dort mal ein Schlückchen zu Erheiterung, schließlich pichelt so eine Frau täglich eine Flasche Kognak weg. Das schädigt nicht nur die Leber sondern auch das Hirn. Und ansehnlicher werden sie dadurch auch nicht; sie halten sich bloß dafür.“

Heinz und Gonzo setzten sich an den großen Tisch vor der Theke in die traute Runde zu Förster Sand, Ricki und Willi. Nur Guido hatte besseres zu tun und blieb an der Theke stehen, konnte aber in müßigen Augenblicken mit einem Ohr und halbem Mund an ihren Gesprächen teilnehmen, wurde deshalb bei den üblichen Runden nicht ausgespart. Dennoch drückte er sich nach einiger Zeit, um vom Gedrängel an der Theke nicht beim Trinken behindert zu werden und alles im Blick zu behalten, schrittweise hinter den Schanktisch, wo er sich ohnehin wohler fühlte.

Die Lebensweise der neu zugezogenen, alleinstehenden Frau bot, wie nicht anders zu erwarten war, Gesprächsstoff für die Freude in der Wirtschaft. Beim vierten Bier, die gewöhnlichen Neuigkeiten der vergangenen Tage waren durchgehechelt, konnte Gonzo den neugierigen Fragen nach der Neuen nicht mehr widerstehen. Denn Klaus Borgfried erzählte eigentlich gern und

viel. Auch später, als ich ihm in der Stadt am Bahnhof begegnete, erzählte er immer noch gern und ausführlich, wenn auch etwas verworren. Der unverbesserliche Tropf hielt alles, was ihm widerfuhr, für bedeutsam und erzählenswert. Nur leider fehlte ihm meistens ein Ohr, dem er seine Eindrücke und Gedanken hätte mitteilen können. Deshalb ließ er mich, obwohl er mich nur flüchtig aus seiner Zeit hier unten in der Stadt kannte, nicht mehr fort, bis er mir sein Geschick erzählt hatte. Damals in der Schenke, als ihm die Zusammenhänge noch nicht klar waren, erzählt er Haarklein, was er bis dahin über seine Mutter oder so nebenher, wie er seinen Freunden versicherte, von seiner hübschen Nachbarin erfahren hatte. Nur seine zwielichtige Vermutungen bezüglich der Punkerin verschwieg er.

„Ja, diese Städter“, warf an einer Stelle mißmutig der dicke Willi ein, den in seiner Werkstatt die Zugezogenen mit ihren Sonderwünschen plagten. „Wie die sich immer einrichten, immer soll et wat Besonderes sein. Heute erst, ich war schon fertig mit der Karosserie, et jing auf Feierabend, da kommt der Knallkopf anjedackelt und will ´nen anderen *Spoiler*. Dat laß ich mir bezahlen!“ Dabei schlug Willi mehrmals mit der flachen Hand auf den Tisch. „Und sobald die hier an die Luft kommen, wollen die auch ein *Järtchen* haben, dann müssen sie sich unbedingt in der Sonne braten. Die fühlen sich hier draußen wie im Urlaub auf ´ner Insel und halten uns für Einjeborene. Wovon die leben, dat kriegt keiner richtig spitz. Wat die so alles *Arbeit* nennen. Hebammel! Wat dat wohl bringt?“

„Wat die Weiber heut alles so machen?“ Förster Sand griff kopfschüttelnd den Faden auf. „Aber dat ist ja ´n dolles Ding, all die fremden Weiber bei dir um den Hof herum; da fällt doch leicht mal eine ab. Und der Singsang, hast du mitbekommen, worauf sie steht?“ Gonzo schüttelte seinen Kopf und trank. „Wenigstens hat sie keinen CD-Spieler!“ Sands Pfeife war ausgegangen, er paffte sie wieder an, der Qualm kam ihm aus Ohren und Nase, wie dem Priester aus dem Weihrauchkessel. „Stell dir bloß vor, sie hätte dicke Boxen und du müsstest bis spät in die Nacht dieses dumm-dumm-dumm hören, nicht auszuhalten! Heutzutage schreiten dagegen nicht mal mehr die Behörden ein. Die lachen dich aus, wenn du anrufst und dich beschwerst. So weit ist es gekommen.“

Die neu zugezogene Frau erregte nicht bloß die üblichen Bedenken. „Alleinstehend und im Ganzen wohlgebaut,“ feixte Heinz über den Tisch herüber, „obendrein genau im richtigen Alter für dich. Du bist ein Glückspilz, Gonzo!“

Aufmerksam hatte Ricki dem durch Gelächter und den bei diesem Thema unvermeidlichen Zoten unterbrochenen Bericht über das Treiben der frem-

den Frauen gelauscht. Endlich tranken die Männer gemeinsam und schwiegen. „Die Anarchie des Weibes“, begann Ricki leise einen seiner Vorträge, „ist von unwiderstehlichem Zauber.“ Wie aus einem flüchtigen Traumgesicht zur Besinnung zurückkehrend strich er sich eine fettige Haarsträhne aus dem Gesicht hinter das Ohr und fuhr munter belehrend fort: „Das Anarchische im Weib erregt sowohl bei Männern wie alten Weibern und Ehefrauen eine besondere Angst: die Urangst vor dem Weib. Denn, was gerne übersehen oder vergessen wird, das Weib an sich ist beängstigend. Denn niemals wird man dem Weib gerecht. Man kann seiner nicht habhaft werden, es entzieht sich dem Zugriff. Darüber täuscht man sich für gewöhnlich hinweg, aber sobald diese archaische Tatsache aufleuchtet, offenbart sich mit ihr das Abgründige des Daseins, sogleich erwacht wieder die alte Angst vor dem Unerklärlichen, dem Unfaßbaren um uns herum, das man erledigt und gebannt glaubte. Sogleich fürchtet man den Ausbruch des Animalischen, welches in jedem von uns unter einer bloß dünnen Krustenschlummert. Jeder Drang nach Freiheit bedroht die Ordnung. Ganz besonders tut dies die Freiheit des Weibes. Ein einziger geglückter Ausbruch könnte Schule machen. – Weil die vergleichsweise hilflosen Männchen beinahe ausschließlich äußerlich schöpferisch, also bloß tätig sein können, binden sie sich aus eigenem Antrieb, nach dem sie sich einige Hörnchen abgestoßen haben, möglichst bald an diese oder jene Ordnung. Die Männer suchen, und in diesem Trieb werden sie von ihren Müttern, denen die Gattinnen, also werdende Mütter, zumindest in dieser Hinsicht folgen, bestärkt, den Schutz der Ordnung, weil sie außerhalb ihrer nicht weiter wissen. Aber die Freiheit der Frau ist chthonisch; also natürlicher, radikaler, weniger klar und zweckgerichtet als die des Mannes. Ihre unberechenbare Freiheit ist der des spielenden Kindes verwandt, das erbaut und zerstört, wie es ihm gefällt. Wo ihre erd- und blutverstrickte Freiheit aufleuchtet, stehen Leben und Tod auf dem Spiel, erscheinen alle Konventionen, Abmachungen und Bindungen als das, was sie tatsächlich sind: provisorisch, vorübergehend, flüchtig, fraglich. Diese Erfahrung ist erschütternd, sie untergräbt die Wurzeln der üblichen Gewissheiten und Sicherheiten unseres Zusammenlebens. Das macht Angst. Die Erde wankt. – Weil sie besonders beängstigend ist, hat die Gesellschaft seit jeher besondere Maßnahmen ergriffen, um die Anarchie des Weibes einzuhegen. Um die bedrohte Ordnung zu bewahren, wird die Freiheit als dem Weibe gefährlich hingestellt. Während der junge Mann, um in der Ordnung tätig bestehen zu können, von Mutters Rockzipfel gelöst und an die Freiheit gewöhnt werden muß, weshalb man ihm einiges durchgehen läßt, wird den Weiblein möglichst bald eine besondere Hochschätzung der Ordnung eingetrichtert. Weil sie angeblich besonders gefährdet sind, werden Mädchen von



Kindesbeinen an verzärtelt, sollen sie sich vor allem und jedem in Acht nehmen, besonders vor bösen Onkels. Dabei ist das Mädchen, später die junge, dann die erblühte Frau weniger gefährdet als gefährlich. Dies gilt sogar noch für alte Weiber; manche von ihnen sind sogar gemeingefährlich. Damit es nicht zur Entfaltung der weiblichen Freiheit kommt, drängt die Gesellschaft darauf, das Weib möglichst bald mit männlichen Freiheiten abzuspeisen und als Haus- oder Bürofrau einzupferchen, um es – so oder so – fest in die Ordnung einzuschließen. Schließlich hält sich das Weib selbst, in krasser Selbstverkennung, für die Hüterin einer ihre angeblich Schutz bietenden Ordnung. Endlich ist sie ihre eigene Wärterin geworden. Endlich kann vergessen werden, daß das Weib etwas beängstigendes ist. Zwar gelingt in den allermeisten Fällen die Zähmung, aber wenn dieser milde Zwang nicht fruchtet, dann greift die verängstigte Umwelt zu härteren, unter Umständen brutalen Maßnahmen, bis hin zur Verbrennung ist alles schon dagewesen. Denn freigelassen beängstigt das Weib allzusehr die nach Sicherheit lüsternden Menschen. – Unglaublich bezaubernd aber ist die Anarchie des Weibes.“

Gegen Ende seiner Ausführungen hörte nur noch der dicke Willi kopfschüttelnd zu. „Nä, nä Ricki, wat du dir immer zusammenreimst;“ und nahm einen tiefen Schluck Bier.

„Warum erschrickt die arme Seele so sehr, wenn sie des Weibes ansichtig wird?“ fragte Ricki leise sich selbst, „weil sie vorausahnt, in der Vereinigung ausgelöscht zu werden.“

Die anderen Männer schimpften bereits im Kreis über beabsichtigte Maßnahmen der Regierung, von denen sie Widersprüchliches aus den Medien gehört hatten und nichts Vorteilhaftes für sich erhofften. In den sich steigenden Wortschwall hinein rief der Förster mit erhobenem Zeigefinger: „Da wird es bestimmt wieder *Nachbesserungen* geben!“ Für seine Ironie erntete er etwas Gelächter. Als es verklang, nutzte Ricki die Gelegenheit, um sich wieder ins Gespräch zu bringen: „Höre Gonzo, hast du schon mal etwas von *Schadenzauber* gehört?“ Woher sollte er. Die Männer blieben vorerst stumm und warteten mißtrauisch lächelnd auf eine von Rickis Erklärungen. „Nun, Schadenzauber ist ein Straftatbestand,“ fuhr er, ihrer neuerlichen Aufmerksamkeit gewiß, fort geläufig zu erzählen, „den schon das altrömische Gesetz der Zwölf Tafeln kennt. Danach ist es z.B. verboten den Regen von einem Feld auf das andere zu zaubern,“ mit flinken Fingern zeichnete Ricki Bögen in die Luft über dem Biertisch, „oder Krankheiten ins Vieh hineinzuzaubern, und vieles andere dieser Art. Selbstverständlich auch“, und er strich sich flink eine Haarsträhne aus der Stirn, „ungebührliche Begierden anzuhexen,

wenn zum Beispiel ein Mann ausschließlich eine einzige Frau will, nur noch auf diese eine einzige abfährt, was ja offensichtlich wieder die Natur ist.“ Gelächternd bestätigte die Runde diese Auffassung von einem gefährlichen Zauber.

„Und wenn man es gar nicht mehr kann?“ fragte Willi.

„Auch das! Auch das, natürlich. Du hast den Schadenzauber begriffen, Willi!“ Heftig nickend fuhr Ricki an Gonzo gewandt fort: „Also Gonzo, wenn irgend etwas an eurem Gerede ist, und es sich bei deiner neuen Nachbarin nicht bloß um eines dieser spinnerten Frauen aus der Stadt handelt, dann achte darauf, ob du irgendeinen Schadenzauber bemerkst, irgendeine schädliche Veränderung, die du dir nicht erklären kannst. Dergleichen kann anfangs eine Kleinigkeit, eine Belanglosigkeit sein. Aber es wäre ein Indiz, ein Fingerzeig, und dann: wehret den Anfängen! wie die Römer sagten, damit kein wirkliches Unheil passiert.“ Wieder lachten alle. Auch Gonzo glaubte nicht an Schadenzauber, dennoch begann er sich ein wenig um sein Vieh zu sorgen und nahm sich vor, vorsichtshalber auf unerklärliche Veränderungen zu achten.

Hinter der Theke quietschte Anne schrill auf, drehte sich um und versuchte mehrfach Guido eine Ohrfeige zu versetzen. Allen war klar: Guido hatte wieder zugegriffen. Nun stand der schlaksige Kerl mit abwehrend gehobenen Händen da und mimte das Unschuldslamm. Anne konnte ihm keine versetzen. Angesichts des hilflosen Tropfs drohte ihr Erschrecken in Gelächter umzukippen, schrill beschimpfte sie ihn mit den üblichen Vorwürfen: was das nun wieder solle, was er da überhaupt zu suchen habe, alles habe seine Grenzen, ... ! Unter dieser Flut von Beschuldigungen begann auch Guido laut zu werden und öffentlich die gutmütige Harmlosigkeit seiner Absichten zu beteuern. Von den Thekenstehern breitete sich Gelächter über die umliegende Tische aus und drohte allgemein zu werden. Man stand auf und drängte an die Theke, begeisterte Zuschauer begannen die vertraute Darbietung anzufeuern. Alle hatten sie Lust auf mehr. Bevor sich das Getümmel ausbreiten konnte, ging Schmierig dazwischen, nahm Anne bei Seite und verwies den Jungbauern auf den ihm gebührenden Platz vor dem Tresen. Bald ging wieder alles seinen gehörigen Gang. Ricki, dessen erregbare Phantasie manchmal über die Strenge schlug, erklärte noch, warum Hebamme im Mittelalter ein verdächtiger Beruf gewesen war, aber niemand hörte ihm zu.

Der weltkluge Heinz brachte die Sache auf den Punkt: „Jedenfalls mußt du rann, Gonzo! Laß das nicht an dir vorbei gehen, so was kommt nicht wieder, so ´ne alleinstehende Frau zum Greifen nahe, so allein unter lauter Frauen, die ist doch heiß, die wartet nur, das eine Kerl wie du rüber kommt. Also los,

geh rann, nimm dir an Guido ein Beispiel. Im Gegensatz zu ihm hast du doch Chancen.“

Als schließlich die Zapfhähne abgeschraubt waren, hatte Gonzo wieder einen dieser gelungenen Sonnabende hinter sich. Beschwingt und voll Zuversicht fuhr er heim. In seinem Zimmer angelangt warf er nur einen flüchtigen Blick aus dem Fenster, drüben flackerte es wie gewöhnlich. In den nächsten Tagen würde er wieder hinüber gehen, um Bewegung in diese Angelegenheit zu bringen.

▪

„Hallo!“ grüßte Gonzo seine Nachbarin wie eine vertraute Bekannte. Die linke Hand in der Hosentasche seiner blauen Latzhose schlenderte er auf sie zu. Ariele saß auf der Bank vor ihrem Häuschen in der Abendsonne, die über Gonzos Hausdach herüber schien. „Ich sah sie da so alleine auf der Bank sitzen, da dacht ich mir, schau einfach mal vorbei,“ rechtfertigte Gonzo seinen Vorstoß, „wollte bloß mal fragen, ob sie sich hier gut eingelebt haben?“ Und schon stand er vor ihr, schaute mit seitlich geneigtem Kopf auf sie herab. Ariele streckte und räkelte sich auf ihrer besonnten Bank, als wäre sie gerade erwacht, verschränkte ihre Arme über dem Kopf und ringelte eine der roten Flechten um den Finger; in ihren Achseln glänzte der Flaum: „Ja, vielen Dank für die Nachfrage, es gefällt mir hier gut.“

„Schön zu hören. Ich störe doch nicht?“

„Nö nö“ schüttelte sie den Kopf und setzte sich aufrecht, Knie bei Knie, die Hände drauf.

„Na dann ist's gut,“ atmete Gonzo durch und fühlte sich berechtigt, auf sie einzureden. „Wollte bloß mal vorbeischauen, denn damals, vor der Flurbereinigung, als es noch kaum Zäune um die Häuser herum gab, war das so üblich gewesen“, erinnerte er sich von Opa Wilhelm gehört zu haben, „daß man nach Feierabend einfach mal so quer Beet zum Nachbarn herübergeht, um etwas zu plaudern. – Jetzt gibt es halt klare Grenzen, Zäune und Hecken, und das Fernsehen natürlich, da hat es aufgehört, daß man einfach mal so vorbei kommt, jeder bleibt auf seinem Hof.“

Arielle blinzelte zu ihm, hinter dessen blondem Schopf die Sonne blitzte, empor, „wenn daß so üblich gewesen war, dann setzen sie sich doch neben mich, wie früher“, schmunzelte sie. Gonzo, voll heimlicher Freude, seinem Ziel ein weiteres Schrittchen näher gekommen zu sein, ließ sich kein zweites Mal bitten, setzte sich in die andere Ecke der Holzbank, die vielleicht drei Personen bequem Platz geboten hätte. Nun galt es zu reden auf Teufel komm raus:

„Bekommen sie heute keine Besuche?“

„Wie sie sehen. Manche Tage habe ich ganz für mich.“ Ariele nickte selbstzufrieden mit dem Kopf vor sich hin, spitzte die Lippen wie zum Kuß, oder als koste sie Wein. Braunrot glänzte ihre gebogene Nase und die Haut über ihren hohen Wangenknochen.

„Ja, ja, sie haben es gut. Wir Bauern haben nie wirkliche Freizeit, vielleicht mal ein Stündchen wie jetzt, oder Sonntags mal ein Nachmittag, aber immer wartet irgendwelche Arbeit auf einen. Nie hat man den Rücken frei.“ Mit hochgezogenen Brauen und gefalteter Stirn nickte sie dazu stumm vor sich

hin. „Aber bei ihnen brummt das Geschäft doch auch ganz schön?“ plapperte Gonzo weiter. „Sie sind Hebamme, nicht wahr? – Die vielen Frauen, die zu ihnen kommen, sind die alle schwanger? Oder in Vorbereitung darauf?“ versuchte Gonzo zu scherzen.

„Oho,“ lachte sie zwei helle Töne, „die meisten von ihnen sind nicht schwanger, sondern wollen sich vorbereiten.“ Verblüfft guckte Gonzo sie an, ohne recht zu begreifen. „Worauf denn?“ entfuhr es ihm. „Viele Dinge im Leben brauchen doch Vorbereitung,“ antwortete sie ihm freundlich. „Die Dinge brauchen auch Nachbereitung, damit man sie verkraftet, und heiter und gesund bleibt. Was ja, wie sie bestimmt wissen, unter allen Umständen das Wichtigste ist.“ Hinter Gonzos angespannten Gesichtszügen sah Ariele das Unverständnis lauern. „Damit die vergangene Erfahrung nicht in uns verschüttet wird und das vergangene Leben unter der dünnen aber zähen Kruste des Vergessens in uns unbemerkt weiter wühlt, bis es schließlich unser Innerstes zerstört,“ ihre schmale Hand griff mit langen, spitzen Fingern ins Leere, als hätten sie dort etwas gepackt, „muß das Vergangene immer wieder mal hervor und hinaus ans Licht gezogen werden, damit wir ein Verhältnis dazu finden können, in dem wir leben können. Und sie wissen doch, beim Herausbringen von diesem oder jenem helfen seit alters die Hebammen.“ Große, dunkle Augen lächelten Gonzo schalkhaft an. Ariele spitzte, sich ihr Lachen verkneifend, die Lippen und strich eine ihrer roten Haarsträhnen über Ohr und Schulter zurück.

„So, so, ich verstehe!“ sagte Gonzo, sein sonnenverbranntes Gesicht glättete sich wieder, „sie als Hebamme“, erklärte er sich und ihr munter das Gehörte, „sind in weibliche Intimitäten eingeweiht und können auch bei den vielen Frauenproblemen, in schiefen Lebenslagen oder mistigen Beziehungskisten mit Rat und Tat helfen. Da müssen sie aber deutlich stärker sein, als die anderen Frauen, denn sie helfen ihnen ja. Und sie sind es ja auch, denn sie kommen ja alleine zurecht. Sie sind selbständig und leben alleine.“

„Nein,“ schüttelte Ariele ihren Kopf, „ich lebe nicht alleine.“ Wie auf Kommando kam der Wolfshund um die Hausecke, legte sich still zu ihren Füßen und fletschte die Zähne Gonzo entgegen. „Ah, ein treues Tier lebt mit ihnen“, grinste Gonzo und versuchte sich in einem Scherz, den er jüngst von Ricki gehört hatte: „Die Deutschen züchten gerne Hunde, die wie Wölfe aussehen, aber das Gemüt von Dackeln haben“; die Gelegenheit nutzend lachte Gonzo los und begann sich auf der Bank behaglich zu fühlen, lehnte sich entspannt zurück, streckte die Beine aus und faltete die Hände über seinem Bauch.

„Der hier sieht nicht nur so aus“, lächelte Ariele zurück.

Gut pariert, dachte Gonzo und versuchte erst gar nicht, den Hund zu streicheln. „Wie heiß er denn?“

„Anubis“ sagte Ariele leise, lächelte sogleich wieder und schaute Gonzo gerade in die Augen, „er hört aber auch auf Annu. Aber eigentlich braucht man ihn nicht zu rufen, denn er ist von sich aus ein treuer Begleiter.“

„Ein seltener Name für einen Hund.“ Gonzo geriet, wie auch später am Bahnhof, in einen Redefluß, der, wenn man ihn nicht unterbricht, endlos dahin rauschen kann. „War das nicht so ein alter Pharao? Wir hatten auch mal, das heißt Opa Wilhelm hatte einen Rottweiler, wie weiland Bismarck auf Friedrichsruh. So sagte er jedenfalls. Denn in all der Unordnung seinerzeit hielt Opa Wilhelm große Stücke auf den eisernen Kanzler und erzählte fortwährend Geschichten von ihm. Als Kind hörte ich beim Abendessen unentwegt von dem Alten, daß ich glaubte, er müsse noch immer Kanzler und Sozialdemokrat sein. Das ging so lange, bis mich armen Tropf, als wir uns im Unterricht mit den damaligen Ostverträgen befassen mußten, der neue Lehrer, APO, sie wissen ja, wie die damals drauf waren, als er ungläubig merkte, wie ich drauf war, mich plötzlich vor der ganzen Klasse auslachte. Der Damm brach, alle platzten los und lachten über meine Verwechslung. Noch immer klingt mir dies Gelächter in den Ohren, wenn ich daran denke. – Aber eigentlich hieß Opas Rottweiler Adolf, Addi gerufen, ganz ähnlich wie deiner, denn auf was Kurzes mit A hören Hunde besonders gut. Aber das ging natürlich damals nicht, als Opa Wilhelm sich seinen ersten zulegte, die hätten doch Opa samt Hund abgeholt wie die Cohnsteins von nebenan. Auch danach, als der Spuk vorbei war, durfte kein Hund mehr so heißen. Also rief ihn Opa Wilhelm schmunzelnd Alf oder Alk und dachte sich sein Teil dabei. Das war ein Vieh! mit funkelnden Augen wie glühende Kohlen, aufmerksam, als verstände er jedes Wort, jede Regung, keiner durfte dem alten Herren zu nahe treten. Deshalb hatte er sich ja in den unruhigen Jahren damals den Rottweiler zugelegt. Und all die Geschichten, die ich von dem Hund gehört habe, bei der mit dem Briefträger angefangen, muß ich später mal erzählen. Noch als greisen Hund hab ich den Adolf gesehen; oder war es einer seiner Nachfolger? Auf dem Land sind die Menschen manchmal verdammt langlebig. Nach so langer Zeit verschwimmen in der Erinnerung die klaren Unterscheidungen. Jedenfalls wollte Opa Wilhelm, einmal auf den Geschmack gekommen, nicht mehr ohne hündische Begleitung leben. Seinen letzten Hund hat er nur um zwei oder drei Jahre überlebt. Meist döste Addi, so nannte er ihn zu meiner Zeit, draußen vor der Tür, da war der Hof noch nicht geteert, aber hellwach döste er da vor sich hin, sobald ein Fremder kam, machte er wieder auf fürchterlich. Uns Kindern ließ er alles durch. Und was für eine Menge an Fleisch der fraß, das geht auf keine Kuhhaut.“

„Annu frißt kein Fleisch“, unterbrach Ariele und tätschelte das Tier.

„So, tatsächlich?“ Gonzo zog seine Brauen hoch, glaubte es selbstverständlich nicht und wechselte das Thema. Das Wetter sei für diese Jahreszeit ungewöhnlich schön, vermutlich bleibe es nicht so. Da Ariele ihm freundlich zuhörte, während sie an ihrem Kleid zupfte oder eine Flechte ihres Haars zwirbelte, redete Gonzo eifrig weiter, was ihm so durch den Kopf ging und wovon er vermutete, daß es Ariele interessieren könnte. Er erzählte von der alten Honscheid, ihrer Vermieterin, von den Leuten, die er seit seiner Jugend in Arieles Häuschen gesehen hatte, von den Bedingungen, unter denen die kinderreichen Familien dort gehaust hatten, dann von dem alten Ehepaare und dem hageren Sonderling. Offenherzig bekannte er, wie sehr er es in den vergangenen beiden Jahren bedauert habe, daß das Häuschen so leer gestanden und verkommen sei, daß er sich nun wirklich freue, endlich wieder einen Nachbarn zu haben... .

Während Gonzo redete, knurrte ihn wiederholt der zutraulich zu Arieles Füßen liegende Hund an. Dann beugte sie sich eine Weile vor, um das Tier streichelnd zu beruhigen. Dabei konnte Gonzo nicht bloß von hinten ihr rotes, krauses Haar bewundern, sondern ihr ungehindert über die Schulter schauen. Für Augenblicke ließ dann ihr dunkelgeblümtes, am Halse weit geschnittenes Kleid tiefe, zwischen beiden Rundungen hindurchgleitende Einsichten zu. Einmal, der Hund wollte sich nicht beruhigen und Ariele beugte sich zu ihm hinab, um ihm kosend ins Ohr zu flüstern, sah Gonzo eine der dunklen, festen Knospen in ihrem Hof stehen. Beinahe hätte es ihm die Sprache verschlagen, wenn er nicht ohnehin ihm vertraute Sätze abgespult hätte, bei denen er wenig zu denken hatte. Denn denken konnte er in dieser Nähe kaum noch, hauptsächlich wiederholte sich in ihm: es muß unbedingt sein.

Während Gonzo wieder vom Wetter plauderte, von der immer noch bedrohten Freiheit der Bauern durch die unberechenbare und eigenwillige Witterung, war die Sonne hinter seinem Haus verschwunden. Die beiden auf der Bank saßen im Schatten. Ihr werde kühl, unterbrach Ariele seinen Redefluß und stand auf, sie habe noch im Haus zu tun. Mit den üblichen Grüßen sollte er seiner Mutter bestellen, sie könne getrost mal an einem Abend, wenn auch einige andere da seien, herüber kommen; vielleicht könnten sie dann gemeinsam etwas mit der Großmutter plaudern. Auf dem Absatz machte Ariele kehrt und verschwand samt Hund in ihrem Häuschen. Gonzo, der unwillkürlich aufgesprungen war, konnte es nicht fassen, plötzlich stand er alleine vor verschlossener Tür. Ihm war, als wäre plötzlich jener Glanz, der manchmal alles überzieht und uns das Leben freundlich und schön erscheinen läßt, verschwunden. Neben der Tür hing an der Wand, mit einer

Schleife aus einem breiten, violetten Band am Stiel, einer jener krummen Besen aus Weidenruten, wie sie heutzutage niemand mehr benutzt. Zierrat, mit dem die Städter, weil er ihnen so bäuerlich ländlich vorkommt, gerne ihre Häuser umgeben, wenn sie aufs Land ziehen. Gonzo ließ ein Ende des violetten Bandes durch seine Finger gleiten. Vorerst war da nichts zu machen. Gonzo mußte sich wieder zurückziehen; jedenfalls, tröstete er sich, war er einen deutlichen Schritt weiter gekommen. Zwar war er noch nicht in die Wohnung vorgelassen worden, was eigentlich sein Tagesziel gewesen war, zum Abendessen vielleicht, das hätte sich ja geradezu angeboten, aber immerhin war er nicht mehr vor der Türe abgefertigt worden, sondern hatte beinahe ein Stündchen plaudernd auf der Bank neben Ariele gesessen und manchen Einblick erhalten. Damals glaubte der arme Tropf seinen Plan der schrittweisen Annäherung auf den besten Wege gebracht zu haben. Keinesfalls dürfe er nun, sagte er sich auf dem Heimweg, locker lassen. Wegen seines vermeintlichen Erfolg fühlte er sich ermuntert, zukünftig, auch ohne ihren Gegenbesuch, immer wieder mal einfach so und unaufgefordert drüben vorbeizuschauen, um seinen Plan zu verfolgen. In unseren freiheitlichen Zeiten, dieser Vorzug, den er eigentlich schon in seinen Jahren hier unten in der Stadt eingesehen hatte, leuchtete ihm nun vollkommen ein, war es längst nicht mehr angebracht, alle überkommenen Bräuche und Regeln der Annäherung zu beachten.

Die auf der Bank vor Arieles Hütte geübten Einblicke ließen Gonzo keine Ruhe. Wie sehr er auch von seinem Tagwerk ermüdet worden war, wenn er, nach dem er eine Weile vor dem Fernseher in den Abend hinein gedöst hatte, matt und schläfrig in sein Zimmer hinauf ging, konnte er, oben angekommen, unmöglich, was für ihn bisher selbstverständlich gewesen war, sofort ins Bett. Sein Fenster zog ihn magisch an. Auch wenn er nur wenige Blicke hinüber riskiert hatte, lag er danach unruhig im Bett und fand nur schwer eine angenehme Lage zum einschlafen. Entglitt er endlich, behaglich eingekuschelt, in die Bewußtlosigkeit, schlief er nicht mehr gleichmäßig und tief die Nacht hindurch. Träume, die zu haben, er sich vorher kaum erinnern konnte, begannen ihn zu behelligen. Ihm träumte von der Roten im dunklen Kleid; kaum hat er den Saum gefaßt, um ihn zu lüpfen, erwacht er schweißnaß. Oder ihm träumte, die rote Seidenbluse säße ihm rittlings auf, ihr phantastischer Haarputz prickele auf seiner Nase, schlug wie eine Geißel auf seine Brust, aber unmöglich konnte er ein Glied rühren oder gar zugreifen, sondern erwachte nach einer kleinen Endlosigkeit wie gelähmt. Nach solchem Besuch schwand nur langsam das Blei aus seinem schmerzenden Kopf. In wechselnder Gestalt wiederholte sich der Alpdruck. Bald fürchtete



er den Schlaf, nach dem er sich sehnte. Häufig erwachte er nachts abrupt, ohne wie bisher durch bloßes Umdrehen wieder in den Schlaf zurück zu finden. Sinnlos schnell schlug dann sein Herz. Dann mußte er aufstehen, umher und ans Fenster gehen, hinüber schauen. Was mochte das Weib dort drüben treiben? Manchmal holte er den Feldstecher aus dem Nachttisch hervor, für alle Fälle, und hielt ihn in der Hand, meist ohne ihn zu benutzen. Denn so tief in der Nacht gab es drüben nichts zu bemerken. Nur der Mond oder die Sterne leuchteten über der Hütte, oder es war eine wolkenverhangene, finstere Nacht, irgendwo schlug ein Hund an. Oder die aufgehende Sonne färbte bereits den Himmel über der Hütte rot. Dann wußte Gonzo, daß er bald an seine Arbeit gehen mußte.

An seiner Arbeit aber hatte Gonzo die rechte Lust verloren. Sie hatte aufgehört, der Kern seines Lebens zu sein. Seine diesbezügliche Unlust lastete schwer wie eine unerklärliche Schuld auf ihm. Obwohl er sich in seinem Bett nicht mehr wohl fühlte, graute ihm vor dem Morgen. Den Tag hindurch fühlte er sich matt, mürrisch erledigte er seine Pflichten. Hatte er den Tag endlich hinter sich gebracht, zog er sich bald nach dem Abendessen auf sein Zimmer zurück, aber oben angekommen wurde er wieder wach. Versank er in den Morgenstunden endlich in tiefen Schlaf, schon weckten ihn die Rufe der Mutter von der Treppe. Bald schien ihm, als sei nichts mehr, wie es einmal war. Er wurde unruhig, fühlte sich unbehaglich, wie verzaubert.

Auf dem Hof lief es nicht glatt. Vier Kälber waren erkrankt. Sie verweigerten die Nahrung und waren bald so geschwächt, daß sie nicht mehr auf den eigenen Füßen stehen konnten. Nein, es sei nicht die Seuche, beruhigte der Tierarzt den Bauern, bei so vielen Tieren würden schon mal ein paar die Impfung nicht vertragen, aber das sei kein Grund zu Besorgnis. Die kranken Tiere mußten vorsorglich von der Herde isoliert und mit speziellem Kraftfutter ernährt werden. Damit sie es fraßen, spritzte ihnen Dr. Möllendunk Vitamine und verschiedene Muntermacher. Sie würden überleben, versicherte der Tierarzt, aber ihr *bio* Zertifikat verlieren. Wegen der kranken Tiere kam Dr. Möllendunk nun alle paar Tage, meist um die Mittagszeit, dann konnte er sich nebenher von der Mutter verköstigen lassen. Er überwachte die Herde, bemerkte an einigen anderen Tieren auch Symptome der Fraßunlust und spritzte ihnen vorsorglich ebenfalls Muntermacher, in bescheidenem Maße selbstverständlich.

Von der Wertminderung der gespritzten Tiere und der zusätzlichen Arbeit ganz zu schweigen, verursachten der Zukauf von Kraftfutter, die Medikamente und die regelmäßige Überwachung durch den Tierarzt unvorhergesehene Kosten. Selbstverständlich hatte Dr. Möllendunk ein versicherungs-

taugliches Zertifikat ausgestellt, das Gonzo Heinz vorlegte, der es geschäftsmäßig entgegennahm. Die Versicherung würde sich anteilig, wie in § 22 des Vertrages vorgesehen, an diesem Schaden durch „unverschuldete Erkrankung“ beteiligen und, wie es in solchen Fällen vorgeschrieben sei, pauschal 450 DeMark überweisen. Das war bloß der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. „Etwas unternehmerisches Risiko bleibt immer zu tragen!“ erwiderte Heinz energisch auf Gonzos Einspruch. „Man kann sich unmöglich gegen alles versichern, dann würden die Beiträge ins Astronomische steigen.“ Diese Angelegenheit war für Heinz erledigt und er drängte Gonzo, sich endlich zu entscheiden und den modernen Traktor zu kaufen: multifunktional, stark und leise, hermetisch abgeschlossene Kabine mit Heizung, Radio, satellitenunterstütztem Computer, ohne den die zeitgemäße, optimale und planmäßige Verwaltung und Bewirtschaftung der Felder und Wiesen nicht zu bewerkstelligen sei, usw. Lange könne er dieses Wunderding nicht mehr zu einem Freundschaftspreis anbieten, drohte Heinz. In den nächsten Tagen würde er es sich überlegen, vertröstete ihn Gonzo beim hinausgehen, obwohl der Bauer genau wußte, das zur Zeit für solche Späße keine müde Mark übrig war.

Wieder einmal kam einiges zusammen. Kaum konnten die erkrankten Kälber wieder stehen, war die vollautomatischen Fütterungsanlage ausgefallen. Unentwegt lief die Mutter mit Eimern im neuen Stall ein und aus, um die Viecher zu versorgen. Gonzo karrte mit dem Trecker Stroh, Heu, oder Silo heran und war, wie damals sein Vater, mit der Mistgabel zwischen den Tieren am Werk. Die Ver- und Entsorgung der großen Herde fraß nun beinahe seine gesamte Arbeitszeit. So konnte Gonzo seinen Betrieb nicht fahren! Alles mußte zusammenpassen und reibungslos ineinander greifen, damit der Betrieb die in ihn gesetzten Erwartung erfülle. Unregelmäßigkeiten brachten den gesamten Plan ins Wanken. Ohne die ungeahnten Möglichkeiten dieser Fütterungsanlage hätte er sich niemals eine so große Herde angeschafft. Diese hochmoderne Maschinerie war das Herzstück seines Hofes. Selbstverständlich war sie computerisiert, mit wenigen Fingerdrücken konnte man alles einstellen und braucht diesbezüglich so gut wie keinen Handschlag mehr zu machen; es lief von alleine. Aber wehe das Gerät gab den Geist auf, dann konnte weder Gonzo noch der dicke Willi etwas richten. Dann mußte der hochbezahlte Ingenieur der Wartungsfirma aus der Stadt kommen. Nach zwei Tagen kam er mit seinem neuen Mittelklassewagen auf den Hof gebräust, selbstverständlich unter Termindruck. „Zeit ist Geld“ stand auf dem bunten Aufkleber an der Heckscheibe neben dem Sticker „Spaß sofort“ und unter dem seinerzeit geläufigen „man gönnt sich ja sonst nichts“. Ein gutes Stündchen wuselte er herum, drückte Tasten, lud Dateien auf den Bild-

schirm, verglich Zahlenkolonnen, fällte sein Urteil. Was der dürre Knilch im Polohemd empfahl, mußte geschehen. Es gab keine Alternative: „Generalüberholung“ ordnete er an. Alles Notwendig würde er, nach unterschriebenem Auftrag, am besten gleich, veranlassen. Zum Abschied kritzelte er eilig einige kaum lesbare Zeichen und Zahlen auf ein Formular, nur die Endsumme neben der gedruckten Bankverbindung war deutlich zu lesen. Nach einigen Tagen kamen, ebenfalls von Termindruck geplagt, zwei geschäftige Heinis, und machten vier Tage lang, Gonzo wußte nicht was. Jedenfalls präsentierten auch sie, nachdem die Fütterungsanlage wieder surrend ihr Geschäft verrichtete, eine sauber gedruckte, lange Rechnung.

„Nein.“ Heinz verweigerte eine Rückerstattung der Kosten. Auf der Rechnung stände doch als Ursache des Schadens eindeutig: „Fehlbedienung“. Dafür würde keine Versicherung eintreten. Wenn Gonzo z.B. einen Knecht hätte, dann würde in diesem Fall vielleicht, wenn der Mann nachweislich richtig eingewiesen worden wäre, dessen Haftpflicht einspringen. „Jedes unternehmerische Risiko kann man nicht wegversichern. Die Gewinne sind doch auch privat.“ Damit war für Heinz diese Sache erledigt. Gutmütig klopfte er dem verduzt da stehenden Gonzo auf die Schulter und gab ihm augenzwinkernd den Rat, er solle den Schaden als unerwartete betriebliche Aufwendung steuerlich geltend machen oder unter Werbungskosten verbuchen. Indem er Gonzo zur Türe hinaus schob, versicherte Heinz versöhnlich, er sei für diese Angelegenheit nicht zuständig und habe noch andere Termine zu erledigen. Als Gonzo draußen unschlüssig vor der roten Ampel stand, rief ihm Heinz aus dem Fenster seines Büros hinterher: „Und überleg dir das mit dem neuen Traktor!“ Beim Überqueren der Straße schrillte es in Gonzos Ohren: „Saugünstig!“

[

Mehr als ihm lieb war, nahmen die Pflichten seines Hofes Gonzo in Anspruch. Entgegen seinem Vorsatz hatte er keine Gelegenheit gefunden, noch einmal zu Ariele hinüber zu gehen. Wenn er an dem einen oder anderen Abend etwas Zeit für dieses Unternehmen herausgeschunden hatte, waren entweder Besucher drüben oder das Vögelchen war ausgeflogen. Einen Gegenbesuch bei ihm hatte es selbstverständlich nicht gegeben, aber damit rechnete er damals nicht mehr; diese Regel hatte er gestrichen. Jedenfalls stagnierte sein Plan der schrittweisen Annäherung, aber seine Neugierde nach der Frau dort drüben wuchs. Sollte solche Anziehung nicht ein wenig wechselseitig sein? Warum blieb sie so unzugänglich für ihn? Dabei plauderte sie reichlich mit seiner Mutter am Zaun; immer nur mit seiner Mutter! Gerade in dieser Jahreszeit gab es im Garten viel zu tun, die Aussaat war nicht der Rede wert gewesen, aber nun in der Vegetationsphase mußte gegen das wuchernde Unkraut angegangen werden. Beinahe täglich standen die beiden Frauen beieinander. Sie erzählen sich bereits Weitläufigeres, als den zwischen Nachbarinnen üblichen Tratsch. Aus ihrer gemeinsamen Arbeit im Garten ergaben sich über den Zaun hinweg die Gespräche über den Umgang mit Pflanzen. Zwar ließ sich Ariele von der Mutter bei der Pflege ihres eigenen Gartens gerne beraten, aber die jüngere Frau hatte auch eigene Ansichten, auf denen sie beharrte. Viele dieser Vorstellungen, von denen Ariele bereitwillig erzählte, erschienen der Mutter zunächst bloß merkwürdig, weil sie mit ihren bewährten Vorgehensweisen nicht in Einklang waren, aber bald auch, sie konnte sich nicht erklären wieso, einleuchtend. Die Mutter konnte sich des Gefühls nicht erwehren, als hätte sie ähnliches schon lange empfunden, ohne es auszudenken und mit jemandem darüber zu sprechen. Nun nutzte die neugierig gewordene Alte die Gelegenheit und fragte die jüngere Nachbarin nach den Hintergründen der von ihr selbst bisher vage geahnten Zusammenhänge. Das Ungewöhnliche, welches sie dabei erfuhr, mußte die bisher so schweigsame Bäuerin natürlich irgendwie los werden und weiter erzählen. Also bekam Gonzo das am Zaun Gehörte von der Mutter, mehr oder weniger zusammenhängend, beim Abendessen aufgetischt.

Pflanzen seien für Ariele, begann die Mutter eine ihrer Abendgeschichten, nicht bloß hübsche oder brauchbare, also irgendwie nützliche Gewächse, sondern *beseelte Wesen*. Nach den letzten beiden Worten, die sie nachdrücklich ausgesprochen hatte, schaute sie aufmerksam Gonzo an, der ohne aufzublicken lustlos in seinem Essen stocherte. Als er gleichmütig murrend diesen Satz zur Kenntnis genommen hatte, redete sie weiter. Ariele vergleiche die Kräfte der Pflanzen auch mit Schlüsseln, die den Eintritt in anson-

sten verborgene Kammern und Höhlen dieser Welt öffnen. Nach einer kurzen Pause, in der Gonzos weder widersprach noch aufblickte, spulte die Mutter ungestört den einmal ergriffenen Faden ab: So wie die Pflanze Geschlechtsorgane bilde, wiederholte sie eifrig das von Ariele Gehörte, um sich mit vollkommen fremden Wesen, den Bienen zum Beispiel, zu begatten, vermähle sie sich auch mit dem Menschen; ihre Berührung schenke ihm Zugang zu Welten, in die er ohne ihre Hilfe nicht eindringen könne. Gonzo kaute nicht mehr. Wie schon des Öfteren in den vergangenen Wochen, begriff er wenig. Still vor seinem Teller sitzend hörte er sich an, was seine Mutter von drüben zu erzählen hatte: Obwohl selbst beinahe unbeweglich, zwingt die Pflanze das allgemein als stärker geltende Bewegte in ihren Bann. Dies sei aber keine gewöhnliche, gewalttätige Herrschaft, denn eigentlich sei die Pflanze der Partner des Menschen. Beide seien, allen abweichenden Meinungen zum Trotz, durch gegenseitige Zuwendung auf einander bezogen und blieben unauflöslich aneinander gebunden. Für die ihnen zukommende Pflege und Rücksicht würden die Pflanzen den menschlichen Körper nicht bloß nähren oder kräftigen, sondern geistige Wirkungen in ihm entfalten. Seit jeher würden Wein und Brot für mehr, als bloß körperliche Speisen gelten. Bis in unser Innerstes drängen ihre Säfte und Elixiere ein. Der Rausch sei nur einer der Siegeszüge der Pflanze durch die Seele. Aber nicht bloß Vergorenes könne stark wirken. – Die Hilfe der Pflanzen erhalte uns nicht nur am Leben, sondern führe unsere Erfahrung über das Alltägliche hinaus. Die Pflanze spende uns Sinn und Bedeutung. Denn Geist sei kein Monopol des Menschen. Auch die Pflanze sei eine autonome Macht, die eintritt, um Wurzeln und Blüten in uns zu treiben. Deshalb sei Vorsicht bei dem geboten, was man in sich hinein lasse.

Woher Ariele das alles so genau wisse, wollte die Mutter auch noch hören. Und Ariele fuhr, einmal in dieser Richtung unterwegs, mit ihren Auslegungen zutraulich fort: Die sogenannten Geheimnisse der Natur seien eigentlich keine, sondern offenbar. Man brauche bloß richtig hinzusehen, mit spitzem Finger deutete Ariele auf den Eisenhut am Zaun neben dem Brombeerbusch, schon würde der Isisschleier durchsichtig. Was Ariele damit meinte, konnte oder wollte die gut katholische Mutter nicht verstehen, dennoch hörte sie gerne weiter zu. Und Ariele erzählte an diesem Nachmittag noch einiges vom geheimen Leben der Pflanzen, wie sie es sich auslegte. Das die Wirklichkeit etwas sei, das in Zahlenverhältnissen abgebildet werden könne, glaubte sie ohnehin nicht. Erkenntnis sei Übereinstimmung, lehrte Ariele. Dies betreffe jede Beziehung. Ob Etwas dies und auch das bedeute, oder tatsächlich so und nicht anders sei, dazwischen unterschied Ariele nicht. Über seine handgreifliche Wirklichkeit hinaus, bedeute das Mahl auch ganz anderes. Was

dies sei, konnte oder wollte Ariele nicht erklären. Ohnehin fühlte sie sich für schlüssige Erklärungen nicht zuständig.

Dank ihrer Kenntnis der Pflanzenwelt war Ariele eine Meisterin im Brauen von Tee aus Kräutern. Obwohl sie lachend der Mutter eingestand, daß manchmal der bloße Duft von Blumen ausreiche, um vergleichbare Wirkungen zu erzielen; bei dem dafür Empfänglichen könnten Düfte sogar die Kraft eines jeden Tees übertreffen. Aber auf dieses Spezialgebiet ihrer Kunst wolle sich kaum eine ihrer Kundinnen einlassen. Arieles Tees waren beliebt, sie halfen bei dieser oder jenen Erkrankung, linderten Schmerzen und Unbehagen, mancher Sud diente der Entspannung, förderte die Darmtätigkeit oder die Meditation und Träume, andere Gebräue erheiterten, machten einfach Spaß. Davon könne man ja nicht genug bekommen, lächelte Ariele über den Zaun. Selbstverständlich machte sie auch ein breites Angebot von Schlaftees, von der beruhigenden Baldrianmischung für Kinder angefangen bis hin zu Krachern mit nahezu betäubender Wirkung. Je nach dem Zweck des Tees war die Zusammensetzung und die Dosierung entscheidend, sowie die Dauer der Einnahme. All diese Feinheiten mußten, damit das Gebräu gehörig wirke, auf die besonderen Anlagen jeder einzelnen Person abgestimmt werden. Darin bestand die eigentliche Kunst. Ariele beherrschte sie. Nicht zuletzt wegen dieser Meisterschaft kamen ihre Kundinnen von weither angefahren. Das Bedürfnis nach helfenden Mittelchen war damals groß. Einen Teil der Kräuter zog Ariele in ihrem eigenen Garten, andere, die hierzulande zwar auch wuchsen, bei denen aber die Sonne unserer Gegend nicht ausreicht, um die in ihnen schlummernden Kräfte zu wecken, bezog sie von Übersee.

Ungerührt ließ Gonzo auch bei mehreren der folgenden Abendessen die Berichte der Mutter von dem, was sie am Zaun gehört hatte, über sich ergehen. Dabei wirkte er nicht besonders neugierig, eher müde; aber das war ja nichts besonderes mehr. Die Mutter spielte schon mit dem Gedanken, ihm abends, oder doch wenigstens morgens, statt dem üblichen Kaffee einen dieser ermunternden Tees vorzusetzen, die ihr so gut bekamen. Zu ihrem Erstaunen wünschte er sich, als sie es ihm vorschlug, lieber einen Schlaftee. Weil sie diesen Wunsch in seinem Zustand für unsinnig hielt, wiederholte sie ihr Angebot nicht mehr. Aber da ihr Sohn sie bei ihren Abendgeschichten weder unterbrach noch sich davon machte, wie sonst so oft, meinte sie, ihre Erzählungen seien für ihn beinahe so Interessant, wie für sie selber. Denn Ariele war für sie ein Schatz von Merkwürdigkeiten geworden, an denen sie desto mehr Gefallen fand, je mehr sie davon zu hören bekam. Ihr war, als hätte sie endlich die bunten Steinchen zu dem Mosaik gefunden, dessen Grundriß seit eh und je in ihr verzeichnet gewesen war.

Die Mutter, die in ihrem Küchengarten die Aussaat, Pflege und Ernte nach den Regeln des Bauernkalenders, gemäß von Kindheit an eingeübter Gewohnheiten oder je nach dem, wie sie das Wetter einschätzte, vornahm, staunte nicht schlecht, als ihr Ariele offenbarte, daß sie den Jahreslauf nach einem besonderen Kalender einteile. – Bekanntlich seien die Frauen die Herrinnen der Zeit, erklärte Ariele schmunzelnd der Bäuerin, die bei dieser Nachricht in ihrer Gartenarbeit hellhörig inne hielt. Denn die Zyklen von Mond und Sonne und Jahr seien im weiblichen Körper gegenwärtig. Deshalb würden sie von der Ordnung der Zeit mehr verstehen, als Julian und alle Kirchenväter zusammen bei ihrer Kalenderbasterei sich hätten träumen lassen können, setzt Ariele lachend hinzu. An diesem sonnigen Vormittag hatten beide Frauen Zeit, die Fütterungsanlage war ja wieder in Takt, also drängte die Mutter ihre Nachbarin, Genaueres zu erklären. Die Beiden stellten sich an den Zaun und Ariele beschrieb Einzelheiten ihres besonderen Kalenders: Dieser Kalender, der im Kreise ihrer Schwestern seit eh und je überliefert würde, sei ursprünglicher, bedeutsamer und sinnvoller als die sonst gebräuchlichen, weil er nicht auf Rechenkunststücken beruhe, sondern dem kosmischen Geschehens selbst abgelauscht sei. Die von ihm abgebildete Ordnung sei umfassend, Niemand könne sich ihr entziehen. Sie gelte für Pflanzen, Tiere, Menschen gleichermaßen und ganz besonders für Frauen.

Gonzo blickte von seinem Teller auf, kaute merklich langsamer, nur noch ab und zu schob er einen Bissen in den Mund, während die Mutter munter wiederholte, was sie sich vom Gehörten gemerkt hatte: Vier Elemente würden die Grundlage der Welt und also auch des Jahreslaufes bilden. Auf sie bezöge sich und aus ihnen ergebe sich alles andere. Aus ihnen und ihrem Zusammenklang mit dem Gang der Gestirne selbstverständlich, fügte die Mutter eindringlich hinzu und deutete mit der Hand zur Küchendecke. Diese Elemente seien, gemäß ältester Überlieferung: Luft – Feuer – Wasser – Erde. Ihnen entsprächen die vier Himmelsrichtungen: Osten, Süden, Westen und Norden. Den Himmelsrichtungen wiederum seien die Farben: Weiß, Rot, Blau, Schwarz zugeordnet. Diese Elemente, Himmelsrichtungen und Farben würden die natürliche und die geistige Grundlage für das Koordinatenkreuz des *Rad des Lebens* bilden. Denn, präzisierte die Mutter, bei alle dem, also auch beim Kalender, ginge es immer um das Diesseits, um das *Leben*. Obwohl ihr bei diesen Worten flüchtige Bedenken kamen, was wohl Pfarrer Michael dazu sagen würde? ließ sie sich nicht mehr bremsen. Mehr noch, fuhr sie eifrig fort, indem sie mehrfach mit der Hand in die Luft griff: mit den Elementen, Himmelsrichtungen und Farben seien wesentliche Eigenschaften, ja die Kräfte selbst verbunden. So schärften die Kräfte der Luft und des

Ostens den Verstand, sie würden uns helfen, Entscheidungen zu treffen. Die Kräfte des Feuers und des Südens stärkten die Lebensenergie und fachten die Lust und die Wut an. Die Kräfte des Wassers würden die Gefühle auffrischen und erweitern, sie würden helfen, die Grenzen zur *Anderswelt* zu überschreiten. Die Kräfte der Erde schließlich heilten den Körper und würden unser irdisches Dasein schützen. Sie alle flössen zusammen in *ein* fünftes, umfassendes Element, das man Geist nennen könne. In ihm seien alle Kräfte in vollkommener Balance vereint. Das sei das Zentrum weiblicher Lebensenergie. – Alles, aber auch alles passe ungeheuer genau zusammen, flüsterte die Mutter mit gerötetem Gesicht. Fassungslos saß Gonzo der begeisterten Alten gegenüber und hörte ihr wie gebannt zu:

Aus dem Zusammenspiel von all den Kräften, den Farben, Himmelsrichtungen und Elementen ergebe sich ganz natürlich die Gliederung des um seinen Mittelpunkt kreisend sich wiederholenden Jahreslaufes. Arieles runder Kalender würde es genau verzeichnen. Mit dem Mittelfinger klopfte die Mutter auf ein Blatt Papier, das neben ihrem Teller auf dem Tisch lag. Er sei eine unschätzbare Lebenshilfe, denn alles müsse am besten zur rechten Zeit geschehen. Im Einklang mit allem anderem ergäben sich die Bräuche und Feste, mit denen man sinnvoller Weise den Jahreslauf begehen solle. Im Zyklus gäbe es acht wichtige Zeitpunkte: die Tage der beiden Sonnenwenden und der beiden Tag und Nacht Gleichen, zusätzlich vier zwischen diesem Jahreskreuz gelegene Feste, alle samt Uralt und immer schon gewesen. Und die Mutter spulte die erlernte Litanei ab, indem sie ihre ebenfalls acht Finger zu Hilfe nahm. Das erste Fest im Jahr, zwischen Erde/Norden und Luft/Osten, sei das Lichtfest oder Brigid, auch Mariä Lichtmeß genannt, am 2. Februar; da müsse unbedingt der Leitspruch für das kommende Jahr geklärt werden. Dann folge das Frühjahrsfest, Ostara oder Lätare, also die Äquinox am 22. März; in ihr werde die Entscheidungskraft des eigenen Willens gestärkt. In der Walpurgisnacht zwischen Luft/Osten und Feuer/Süden am 30. April, also an Beltane oder Katharina von Siena feiere man die Kraft des Lebens und die Sexualität. Bei der Sommersonnenwende, früher Paulinus, so um den 22. Juni drehe sich alles um Lust, Zorn, Schöpfungskraft. Das Erntefest und die Kräuterweihe zu Petri Kettenfest am 1. August sei die Feier des Erreichten. Bei der Herbst Äquinox am 22. September, vermutlich Moritz, für einige sei es auch das zweite Neujahrsfest, solle man sich auf Grenzübergänge gefaßt machen. In der Nacht vom 31. Oktober schließlich, an Halloween, auch Samhain oder Wolfgang, bedenke man Sterben, Tod und Jenseits. Aber zur Wintersonnenwende am 22. Dezember, das sei Jule und Gregor von Spoleto, werde der Neubeginn und die zu erwartende Wiedergeburt gefeiert.



Denn, die Mutter blickte auf und schaute durch Gonzos bleiches Mondgesicht hindurch, alles wiederhole sich, und *wir* mit *ihm*. In diesem endlos kreisenden Neubeginn des großen Ganzen sei alles von jeher geordnet, die kleineren Zyklen, wie die des Mondes, sowohl wie die kleinsten bis auf die Wochen, ja Tagen hinab seien ebenso eingebunden wie die Wiederkehr der Pflanzen oder unser eigener Lebenslauf. Widerstand sei zwecklos. Nur in Zustimmung zu diesen kleinen und großen naturhaften Umschwüngen könne menschliches Handeln und Dasein sinnvoll gelingen. Natürlich ginge es dabei nicht um die Beherrschung der Erde, sondern um den glücklichen Einklang mit der uns überwölbenden Ordnung. – Aber recht eigentlich sei dieser Kreis eine aufstrebende *Spirale*.

Nachdrücklich gab die Mutter einig aus dem großen Ganzen sich ergebenden Schlußfolgerungen Arieles wieder. Die Moral von der Geschichte sei: „Alles, was du tust, kommt dreifach zu dir zurück.“ Was wie eine Drohung klang, sollte ein wohlgemeinter Rat sein. „Da wo du nimmst, mußt du auch geben“ leuchtete der Mutter unmittelbar ein und sie erklärte ihrem Sohn am Beispiel der Gartenerde, daß ihre Energie, die Obst und Gemüse und Blumen hervorbringe, ihr in Form von Kompost zurückgegeben werden müsse. Schließlich seien wir alle solcher Kompost; die *materia prima*. Sie erinnerte sich auch von Ariele gehört zu haben: „Du bist für deine Visionen verantwortlich.“

Geglaubt müsse nicht mehr werden. Alle Elementarkräfte seien jeder Frau zugänglich, ihre Einflüsse und Wirkungen seien ihren gewöhnlichen Sinnen offenbar. Mit allen andere Erfahrungen werde Feuer und Wasser, Erde oder Luft erlebt. Unentwegt wandle sich unter dem Einfluß der Elementarkräfte nur die Form, der Stoff aber bleibe erhalten und kehre wieder. Alles flösse im Mittelpunkt der gewaltigen Bewegung zusammen, dort sei es im Einklang. Dort herrsche Ruhe und Frieden. Die Göttin bejahe die weibliche Macht, den weiblichen Körper und heile den manchmal gnadenlosen Selbsthaß der Frau, indem Sie sie unter den Schleiern sich wandelnder Gestalten dem männlichen Zugriff entzieht. Die Göttin selbst habe so viele Gesichter, wie es Frauen gibt, die Sie beschreiben.

„Geht es den bei all dem nur um Frauen?“ unterbrach Gonzo. „Nein“, schüttelte die Mutter den Kopf, „Männer bruchen diese Frauen nit; nur ab und an“, entfuhr es der Mutter und sie kicherte über ihren Teller gebeugt in sich hinein. Gonzo konnte es nicht fassen. Solche Anfälle von Heiterkeit kamen bei seiner Mutter nun häufiger vor. Als sie sich wieder beruhigt hatte, fragte er, denn dieser merkwürdige Ausspruch Arieles beim Abschied, war ihm im Gedächtnis geblieben, ob die Mutter schon drüben gewesen sei und mit der Großmutter gesprochen habe? Was es denn mit der Großmutter zu

besprechen geben könne und wie das zugehe? – Ach, das hätte er falsch verstanden. Darüber hätten sie auch oft gesprochen. Die Frauen seien doch keine Geisterbeschwörer, was er sich nur immer einbilde. Schon als Kind habe er so eine überdrehte Phantasie gehabt und den Nachbarn unmögliche Geschichten angehängt. Von Opa Wilhelm hätte er das, der hätte auch gerne herum phantasiert und ihn schon als Kind damit angesteckt. Gewiß, die Familie, im weitesten Sinne, sei für Ariele tatsächlich wichtig, erklärte nach einer kurzen Pause die Mutter: Und zwar nicht bloß die gerade lebenden Angehörigen, sondern auch die verstorbenen, die in unserer Erinnerung oft ganz unerhört lebendig sind. Oft wüßten wir nicht, was wir von diesem Spuk im eigenen Kopf zu halten hätten. Damit die unter einer dünnen aber zähen Kruste des Vergessens verborgene Erfahrung des vergangenen Lebens nicht in uns wühle und uns von innen heraus zerstöre, dabei hielt die Mutter wie beschwörend ihre Hand mit gespreizten Fingern über den Küchentisch, müsse das Vergangene immer wieder mal hervor und hinaus ans Licht gezogen werden. Was wir vergessen hätten, sei nicht weg. Wir müßten unbedingt ein Verhältnis zum Vergangenen finden, in dem wir mit ihm leben können. Die Ahnen würden so lange in uns wühlen, bis wir unser Verhältnis zu ihnen geklärt und uns mit ihnen versöhnt hätten; sonst würden sie uns von innen heraus bekämpfen. Deshalb würden die Frauen versuchen, sich Klarheit über ihre lebenden und verstorbenen Verwandten oder sonstige Angehörigen zu verschaffen, indem sie sich in ein Verhältnis zu ihnen setzen oder stellen. Wenn mehrere beieinander seien, stellten sie sich manchmal in Gruppen so auf, wie sie sich zu den betreffenden Abwesenden fühlen würden. Die eine oder andere übernehme die Rolle eines Abwesenden, alle täten so, als sei er da. Wenn die Stellungen richtig eingenommen werden, dabei helfe Ariele, scheine es, als sprächen die Verschwundenen durch uns hindurch; denn irgendwie steckten sie ja noch in uns. Dabei kläre und löse sich einiges. Schließlich könne man den Verstorbenen, der in uns sein Unwesen treibe, und sich selber besser aushalten. Oft ende das Spiel in einer allgemeinen Umarmung. Man sei wieder quitt.

Nein, die Mutter würde nicht hinüber gehen und teilnehmen, um etwas über die Großmutter zu erfahren. Sie passe nicht recht zu den jungen Frauen dort drüben, gab sie vor. Da seien auch Ältere, das habe Gonzo genau gesehen. Zu denen gehöre die Mutter auch nicht. Sie habe so ihre eigenen Gedanken. Dennoch soll sie mal drüben bei so einer Aufstellung mitmachen. „Ne, laß jut sein,“ wehrte die Mutter Gonzos Drängen ab, „ich sin doch jut katholisch, da brucht et so ´nen Spökes nit.“ Die Mutter stand auf, räumte ab und machte sich an den Abwasch. Gonzo besah sich das herrenlos auf dem Tisch liegende Blatt Papier. Darauf war ein Kreis gezeichnet, der

wie eine Torte in bunte Achtel unterteilt war. Der Stern der ihn teilenden Linien liefe in der Mitte des Kreises auf einen kleinen Doppelkreis zu, an dem unten ein Kreuz angefügt war. Kleine Sätze, Stichworte oder Namen waren kaum lesbar an den Rand des Kreises oder in die Achtel hinein geschrieben worden. Die Skizze war in fettem Blau überschrieben mit: „Das Rad des Jahres“. Nachdem er den Zettel überflogen hatte, schob er ihn mißmutig beiseite.

Nach einem der üblichen Abendessen, noch war es zu früh, um sich auf seinen Anstand hinter dem Fenster zurückzuziehen, lag Gonzo auf dem Sofa vor dem Fernseher, und zippte sich lustlos durch die Programme. Plötzlich hörte er ein gewaltiges Knattern vom Nachbargrundstück her, die Wand des Wohnzimmers schien zu vibrieren. Sogleich sprang er auf. Auf seinem Zimmer angekommen war vom Knattern nichts mehr zu hören. Hinter der Gardine versteckt schaute er hinüber. Sie umarmte gerade einen Besucher, der gewiß mit dem aufgemotzten Motorrad gekommen war, das quer in der Zufahrt stand. Nach einigen Worten führte sie ihn lächelnd an der Hand in ihr Häuschen.

Ein Kerl ist da! hämmerte es in Gonzos Hirn. So ein Langhaariger. So ein Langer, Kräftiger, Bärtiger in schwarzem Leder, so einer; bestimmt aus der Stadt. Traurig und mutlos schlich er wieder hinunter, legte sich vor den Fernseher, trank zwei Flaschen Bier und schlief vor dem Geflimmer ein. Gegen Mitternacht weckte ihn die Mutter, er solle endlich zu Bett gehen, morgen sei wieder ein Tag. Oben angelangt bestätigte ihm ein Blick aus dem Fenster, daß das Motorrad noch da war. Müde und traurig kroch er in sein Bett, wälzte sich hin und her, ohne seinen Schlaf zu finden. Hin und wieder stand er auf und schaute hinüber, aber drüben blieb es dunkel, nur in dem Fensterchen von dem kleinen Zimmer am hinteren Ende des Häuschens flackerte ein Lichtlein.

Kaum war Gonzo in der Morgendämmerung eingeschlafen, da schreckten ihn laute Stimmen auf. Hellwach ging er ans Fenster. „Hau ab!“ hörte er sie schreien. Ein langer Schatten schwankte vor der dunklen Türe des Häuschens. Hell leuchtete sein Hintern. Gebeugt, in sich zusammengesunken stand da der langbeinige, bärtige Kerl in Unterhosen, über seinem linken Arm hing sein Lederzeug. Wie um Mitleid bittend hob er die Rechte: „Aber was ist denn!?“ stammelte er, „was hab ich denn gemacht? War's nicht gut?“ Sie aber lachte schallend: „doch, doch, es war gut und auch nötig, aber nun ist's erledigt. Los! hau endlich ab, ich will dich hier nicht mehr sehen.“ Aus dem Dunkel der Tür fuhr eine helle Hand und gab dem Bärtigen einen Klaps hinter die Ohren, dann schlug die Türe zu. Verdattert stand der Kerl herum,

rief noch das eine oder andere hilflose Wort, zog sich selbst am Bart. Da sein Gejammer nicht fruchtete, stieg er umständlich, erst auf dem einen, dann auf dem anderen Beine tänzelnd, in seine Lederhose, seine Stiefel, zog seine Lederjacke an, der Reisverschluß hakte, bestieg zögernd sein Motorrad, startete mehrfach vergeblich, bevor er endlich davon knatterte. Irgendwo bellte ein Hund. – Nach dieser Szene konnte Gonzo keinesfalls einschlafen. Wie in so vielen unruhigen Nächten hatte er auch in dieser keine Erholung gefunden. Seine Arbeitslust war wieder einmal nachhaltig geschädigt worden. Auch an den folgenden Abenden, einmal sogar mitten in der Nacht, hörte Gonzo eines dieser schweren Motorräder, von Hundegebell begleitet, erfolglos durchs Dorf knattern.

Was für eine Frau hatte er zur Nachbarin? Aus manchen Nebensätzen, obwohl die Mutter sich in dieser Beziehung nie deutlich aussprach, glaubte Gonzo schließen zu dürfen, daß Ariele nicht bloß auf Frauen stand. Aber in dieser Beziehung war er sich erst sicher, als ihm dieser verlederte Motorradfahrer bewiesen hatte, daß sie auch für Männer zugänglich ist. Aber auch dieser Typ war abgeblitzt. Immerhin hatte der Verlederte es vorher hinein geschafft, vollkommen problemlos. Es war also möglich, schloß Gonzo und fühlte sich irgendwie ermutigt. Er wollte dem Treiben dort drüben auf den Grund gehen. Längst genügte ihm sein Platz hinter seinem Fenster nicht. Also schlich er sich manchmal, wenn er keinen Schlaf finden konnte und es gegenüber verführerisch flackerte, hinaus, um drüben zu kundschaften, wie er es seinerzeit bei Karl May, bei dem er schon für seine Knabenspiele Anleitungen gefunden hatte, gelesen hatte. Meistens kam er bei seinen nächtlichen Ausflügen über den eigenen Zaun nicht hinaus. Hinter der Brombeerhecke oder an der Ecke des Schuppens stand er dann eine Weile, ohne sich zu getrauen, den Feldstecher an die Augen zu heben. Von dort sah er dann auch nicht mehr, als von seinem Fenster aus. Aber irgendwie erregte ihn diese neue Weise der Annäherung im Freien mehr, als sein sicherer Sitz hinter dem Fenster.



Es war wieder so weit, um mit Freunden die Ereignisse der vergangenen Wochen zu besprechen und in geselliger Runde einige wohlverdiente Feierabendbiere zu trinken. Die Kameraden hatten am gleichen Tag Zeit gefunden und sich verabredet. Früh schon saßen Förster Sand, Heinz, Ricki und Gonzo in der Kneipe beisammen. So hatten sie vorerst Ruhe zum erzählen, denn die Nachwachsenden pflegten an sonnigen Samstagen erst zu späterer Stunde mit ausgelassenem Gelärm in die Schenke einzufallen. Nachdem die nicht mehr jungen Männer am Stammtisch die üblichen Eingangsworte gewechselt und die erste Runde Bier hinter sich hatten, fragte Heinz: „Und was macht deine neue Nachbarin? bist du schon gelandet?“ Freimütig erzählte Gonzo von seinem Erfolg auf der Bank vor ihrer Hütte und schwärmte von seinen dortigen Einblicken. Nein, gab er mißmutig auf Heinzens Einwurf zurück, weiter sei er bei der Kräutertante noch nicht gekommen, aber alles lief nach Plan, er würde schon sagen, wenn es so weit sei. Dann wechselte er das Thema und sprach von seiner Pechsträhne auf dem Hof, den Schäden, den damit verbundenen Unkosten und der leidigen, meist fruchtlosen Lauferei zu Banken oder Versicherungen.

In dieses altbekannte Klagelied stimmte Heinz ein, denn nach dem großen Unfall in Amerika, der damals gerade in aller Munde war, gerieten auch die hiesigen Versicherungen in Bedrängnis. Gewinne waren kaum zu erzielen, das Geschäft stockte. Schlechte Zeiten drohten. „Dominoeffekt!“ rief Förster Sand mit gehobenem Zeigefinger, jeden könne es treffen, keiner sei mehr sicher, die fetten Jahre seien nun endgültig vorbei. Ach, wehrte Gonzo ab, man dürfe sich nicht entmutigen lassen, der Markt für seine hochwertigen Produkte sei am wachsen, „es gibt immer mehr Leute, die sich ein bio Bewußtsein leisten können“. Dann solle er die Gelegenheit beim Schopfe packen und endlich den neuen Traktor kaufen, hakte Heinz flink nach und haspelte seine Propaganda herunter: Vielleicht könne er ihm in ein paar Tagen diese multifunktionale Gerätschaft mit dem neuesten Drum und Dran nicht mehr so günstig anbieten. Gonzo solle sich nicht weiter bedenken, sondern diese einmalige Gelegenheit ergreifen. Der Traktor mit Radio, Telefon, SDS und kleinen PC in der wetterfest und luftdicht abgeschlossenen Führerkabine sei unbedingt eine lohnende Investition, das müsse sogar der verstockteste Banker einsehen. Und die extradicken Reifen würden den Boden kaum komprimieren, diese schonende Fahrweise sei genau das Richtige für einen Bio Bauern. „Jetzt nicht,“ winkte Gonzo ab, er habe noch immer diesen Schaden an der Füttermaschine und den Wartungsdienst auf dem

Hof, log er, die Mutter müsse die Tiere mit Eimern versorgen und er selbst die Mistgabel schwingen.

Nach dieser Abfuhr wandte sich Heinz an Förster Sand, der nur darauf gewartet hatte, um mit ihm über die weltweit zu befürchtenden wirtschaftlichen und politischen Folgen des großen Unfalls zu reden. Beide kauten einander wieder, was in den vergangenen drei Tagen durch die Medien gegangen war. In wenigen Augenblicken hatten sie sich so heiß geredet, daß Gonzo meinte, die beiden könnten ihm kaum mit einem halben Ohr zuhören, wenn er nun Ricki, der sich ungern mit Tagespolitik abgab, einige Merkwürdigkeiten von seiner Nachbarin erzählen würde.

„*Ariele* also heißt sie“, wiederholte Ricki langsam ihren Namen, nachdem Gonzo, um sein Herz zu erleichtern und vielleicht diesen oder jenen kleinen Hinweis von dem ewigen Studenten zu bekommen, eine Weile halblaut und nicht besonders zusammenhängend von Kräutern, Elementen und Kalendern geredet hatte. „*Ariell!*“ Ricki hatte einen Faden gefunden und begann fröhlich zu dozieren, „das ist doch in der jüdischen Dämonologie, selbstverständlich apokryph, der Name eines Engels. Engel pflegen mit der Zeit im Rang zu sinken. Paracelsus und andere Alchimisten kennen einen Elementargeist gleichen Namens. Hat ihnen aber nicht viel geholfen, bei ihrer Suche nach dem Stein der Weisen oder der Herstellung von Gold; kommt beides aufs Gleiche hinaus. Die einen versuchen so, die anderen so ihr Glück zu machen. Faust hat es bei seiner Suche zerrissen. Bum!“ knallte Rickis flache Hand auf den Tisch. „Und das Lied erwähnt diesen Geist auch als ‚Meister Uriel!‘ ...“ Stumm schauten ihn die Männer am Tisch an. Förster Sand klopfte seine Pfeife an die Schuhsohlen und Heinz drückte seine Kippe im Aschenbecher aus. „Kennt ihr das Lied etwa nicht?“ fragte Ricki verdutzt. – Da Ricki nicht weiter redete, hatten sich Sand und Heinz bald wieder gefangen und der Weltpolitik zugewandt. Nach einer Weile wagte es Ricki, indem er ihn flüchtig am Oberarm berührte, vertraulich zu Gonzo zu sagen: „Einen Engel also hast du zum Nachbarn bekommen.“

Derweil die beiden Weltpolitiker mit Schmierig, dem Wirt, der eine neue Lage Bier gebracht hatte, polternd über die weltweiten Verquickungen des großen Unfalls debattierten und kaum ein halbes Ohr übrig haben konnten, waren die beiden Geisterseher wieder unter sich wie in einer heimlichen Gemeinschaft. Gonzo, der gerne und viel erzählte, wenn er ein Ohr fand, vertraute Ricki einige Merkwürdigkeiten an, die er mit seinem *Engel* in Verbindung brachte. Halblaut erzählte er, daß ihn nach einigen Blicken, wie sie sich vor dem Schlafengehen immer wieder mal aus seinem Fenster auf das Häuschen gegenüber zufällig ergäben, obwohl drüben nichts nennenswertes zu bemerken sei, Träume und sogar Phantasien von den Frauen nebenan

plagen würden. Seit dem laste Müdigkeit wie eine Verzauberung auf ihm und auf dem Hof ginge manches schief. Das eine käme zum Anderen. Aufmerksam hörte Ricki zu, bis Gonzo einen tiefen Schluck vom frischen Bier nahm. „Genau so, wie du es erzählst,“ nutzte Ricki die Pause, um seine eigenen Gedankenspiele zum Besten zu geben, „machen manche von ihnen es. Jedenfalls wird es so seit eh und je immer wieder erzählt. Sie schlagen einen in ihren Bann, kommen als Alpdruck über einen, dann ist man wie gelähmt, als hätte man Blei in den Gliedern.“

„Ja! Genau!“ rief Gonzo überrascht, „wie gelähmt, das hatte ich auch. Das gibt's also öfters?“

„Klar“ erwiderte Ricki, „du erzählst nichts Neues. Manchmal schicken sie uns auch den Sukkubus oder Inkubus in den Schlaf nach.“ Was das denn nun wieder sei, wollte Gonzo wissen. „Nun,“ Ricki hielt seine Handfläche unter Gonzos Kinn, abrupt wendete er sie um, „der eine liegt drunter, der andere drauf und dringt ein.“

„Eigentlich ist die Zeit für feuchte Träume in unserem Alter vorbei!“ rief Förster Sand dazwischen. Außer Gonzo grölten die Männer los und klopfen sich die Schenkel. Dieses allgemein interessierende Thema konnte nicht vertieft werden, denn der lange Guido kam im Sonntagsanzug mit gelbseidener Krawatte hereingestolpert, klopfte beim großen „Hallo“ jedem in der Runde auf die Schulter und fragte mit glasigen Augen: „Beste Stimmung! Worum geht's?“

„Immer das Gleiche!“ erwiderte ihm Förster Sand lachend.

„Na dann steht ja alles bestens.“ Guido stellte sich hinter die Männer am Tisch an die Theke und bestellte ihnen eine Runde Bier bei Anne. Sand und Heinz versuchten Guido in ihr Gespräch über den Unfall hineinziehen, der ließ sich aber nicht vereinnahmen, bestellte den beiden zwei Schnäpse und rückte langsam ans Thekenende, wo Anne immer wieder mit dem Tablett vorbei mußte.

Derweil die drei anderen miteinander scherzten, nutzte Gonzo die Gelegenheit, um noch eine Frage an Ricki zu stellen. „Du sagtest einmal, Hebamme sei was verdächtiges gewesen. Warum denn?“

„Also paß auf: ...“ Ricki, dessen leicht erregbare Phantasie keine genauen Grenzen kannte, erklärte, warum im Mittelalter Hebammen verdächtige Personen gewesen waren, indem er seiner Art treu blieb und es der Mühe wert hielt, weit auszuholen und sich gleichzeitig möglichst kurz zu fassen: Schon in alter und ältester Zeit habe es Heilkunst gegeben, begann er einen seiner Vorträge, denn der Mensch sei ihrer bedürftig. Vormalig sei die Heilkunst in unserer Gegend hauptsächlich von Frauen ausgeübt worden; denn seinerzeit hätten sich die Männer vornehmlich dem Kriege gewidmet. Aber auch diese

Zeit ging einmal zu Ende. Eine neue Zeit begann, in der man sein Heil von überirdischen Mächten erhoffte. Um diesen Mächten zu schmeicheln, damit sie ihre Heilsversprechungen dereinst tatsächlich einlösten, bemühte man sich, mit gehörigen Abstrichen selbstverständlich, ein sogenanntes *sündenfreies Leben* zu führen, indem man die überirdischen Mächte, oder was man sich unter diesem Gelichter vorstellte, schon im Diesseits nachzuahmen versuchte. Man wollte ihnen, wenn man ihnen schon nicht gleich werden konnte, so doch durch die Imitation wenigstens etwas näher kommen. Für die gewöhnlichen Menschen hätte diese Nachahmung nichts anderes bedeutet, als ihre irdischen Bedürfnisse, obwohl unausrottbar, zu vernachlässigen. So sei nicht nur der Körper in Verruf geraten, sondern man dichtete ihm sogar – weil man seiner nicht Herr werden konnte, denn das menschlich Allzumenschliche dränge und wühle desto heftiger in einem, je mehr man es unterdrücke – Besessenheit durch böse Mächte an. Dies offensichtlich in allem Körperlichen sein Unwesen treibende Böse galt es auszutreiben, um letztlich und endlich ewiges Heile zu erlangen. Deshalb sei im Mittelalter die irdische Heilkunst, die sich um unser flüchtiges leibliches Wohl müht, als Dienerin des Bösen verleumdet worden und beinahe vergessen worden. Jedoch das unverbesserliche Leben ging weiter. Und gerade beim herausbringen des zukünftigen Lebens, wobei sich ja immer ganz natürlich alle möglichen Komplikationen einstellen würden, bedurften die Schwangeren der Hilfe kundiger Weiber. Die weltfremden Männer hatten von dieser Prozedur sowieso keine Ahnung und konnten bei diesem Akt kaum hilfreich sein. Den unerläßlichen Dienst der Geburtshilfe versahen, wie der Name sagt, die Hebammen. Solche Weiber bewahrten in ihren Kreisen auch einige, wenn auch unzusammenhängende Erinnerungen an die alte Heilkunst, die sie, weil sie meist alleinstehend für ihren und ihrer Kinder Unterhalt selbst Sorge tragen mußten, nicht bloß in ihrem eng umrissenen Arbeitsgebiet anwendeten. An allen möglichen Krankheiten bei Mensch und Tier kurierten sie herum, was, wenn eine Heilung gelang, auf die Beteiligten wie eine Art Wunder oder Zauber wirkte. Denn von Ursache und Wirkung hatte man damals kaum eine Ahnung, man glaubte ja fest an überirdische Mächte. Also gerieten diese Weiber schon wegen ihrer Erfolge bei der Behandlung von Körpern in Verdacht, mit dem Bösen im Bunde zu sein. Dieser Verdacht mußte zur Gewißheit werden, wenn der Patient unter ihren Händen sein Leben ausröchelte oder lebenslänglich an den Folgen ihrer Behandlung zu leiden hatte. Denn perfekt waren diese Weiber selbstverständlich nicht, auch sie hatten kaum eine Ahnung von dem, was sie taten, sondern hielten sich beinahe blind an überkommene Regeln und Bräuche. Vermutlich waren die Helfer und Heiler sich selbst verdächtig, weshalb sie ihre umstrittene Kunst,



die man sowohl brauchte wie fürchtete, in einer gewissen Heimlichkeit ausübten. Dies sei auch notwendig gewesen, denn wenn man erst einmal unter Generalverdacht stehe, dann werden einem schnell auch alle möglichen und unmöglichen Unfälle oder Schäden zugesprochen, die in der Gegend geschehen. Das ist in der Heilkunst nicht anders als in der Politik. Aber vor allem wegen ihrem mit ihrer Heilkunst verbundenen Wissens um das Mysterium des Lebens, wegen ihrer beruflichen Nähe zum Geschlecht, dessen Macht für seine gewöhnlichen Benutzer immer unheimlich bleibt, wurden die Hebammen verteufelt. Denn die unbezähmbare Gewalt des Geschlechtes galt damals als größter Widersacher jener überirdischen Mächte, denen man sich verschrieben hatte. Und selbstverständlich benutzten die Weiber ihre Kunst nicht bloß beim Heilen kleinerer Gebrechen oder beim empfangen und zur Welt bringen von Kindern, sondern sie kannten auch Tricks, um die Kleinen zu verhüten, und Kniffe, um sie abzutreiben, was ja, so lange das Christentum uneingeschränkt herrschte, ein schändliches, mit dem Tode bedrohtes Verbrechen war. Die Macht der Hebammen wurde besonders deshalb gefürchtet, weil sie eine Schlüsselrolle bei der Reproduktion der Population, bei der Fortpflanzung des Volkes spielten, also bei, wie gesagt, den Männern verborgenen und unheimlichen Dingen. – „Also,“ endete Ricki, „standen die Hebammen im Mittelalter unter Generalverdacht und wurden nicht selten aus kleinlichen Anlässen zusammen mit anderem merkwürdigen Gelichter verbrannt. Aber das ist nun alles lange her, vermutlich ist deine Nachbarin nur eine dieser Esoterikanten aus der Stadt.“

Ungehindert hatte Ricki so lang sprechen können, denn außer Gonzo interessierte sich Niemand für seine weitläufigen Erklärungen. Die Rundenspirale hatte die Gemüter längst in ihren Bann gezogen. Nur Gonzo trank wenig und hörte auf jedes Wort, das Rickis über die merkwürdigen Frauen aus dem Fundus seiner Schulweisheit zum Besten gab. Unterdessen war das Gelärm der Nachwachsenden um sie herum angeschwollen. Der Tabaksqualm hüllte die Trinker in bläulichen Nebel und begann in den Augen zu brennen. Hinter der Theke quietschte die dralle Anne, aber Guido wollte es nicht gewesen sein.

„Alles paßt genau zusammen.“ In sich zusammengesunken, die Nase über seinem leeren Bierglas, das er mit beiden Händen umfaßte, starrte Gonzo vor sich hin und murmelte: „Der Name, der Beruf, die Frauen, die Kräuter, der Tee. Der neue Kalender mit den heidnischen Festen, worauf die Alte nun voll abfährt. – Am Ende beschwören die Weiber drüben auch Geister.“ Ricki mußte Gonzo nicht besonders drängen, damit der ihm freimütig erzählte, was er von einigen Berichten der Mutter behalten hatte, und woraus er meinte, auf mögliche Geisterbeschwörungen schließen zu können. Was er

für eine Beschwörung halte, beschwichtigte Ricki Gonzos Ängste, sei bloß ein psychologisches Rollenspiel, um die eigene Lage anschaulich zu machen und besser zu verstehen. „Deine Nachbarin ist vermutlich nicht bloß Hebamme, sondern eine Esotante aus der Stadt mit ihrem Anhang. Davon lebt man nicht schlecht. Die dort unten brauchen das. In der Entzauberung ist das Bedürfnis nach Hilfe groß.“ Und wegen der Schäden, fügte Ricki mit schlechtem Gewissen hinzu, solle sich Gonzo keine Gedanken machen, jeder habe mal eine Pechsträhne, das lege sich wieder. Aber ein einmal bei ihm Eingang gefundener Gedanke ließ Gonzo nicht mehr los.

Willi im Blaumann, der fehlte noch, platze aufgeregt in die Kneipe: „Habt ihr von dem schweren Motorradunfall im Piefenballg gehört!“ rief er ohne zu grüßen in die Runde am Stammtisch, setzte sich dazu und begann hastig zu reden. „Na in der langgezogenen Kurve gleich hinter Krahwinkel, wo 50 is‘, da hat’s einen von der Straße gefegt und unter der Leitplanke hindurch gepreßt. Zäher Brocken das, hat noch ‘ne Weile geatmet, aber die vom Rettungshubschrauber konnten nur noch den Ex. feststellen. Die Trümmer seiner Maschine lagen auf beiden Fahrspuren verstreut. Die ganze Straße mußten sie sperren, da gab’s weder Vor noch Zurück, deshalb komm ich so spät. Alle mußten wir warten, bis sie ihn zusammengekratzt und die Umstände geklärt hatten. Aber da war nichts zu klären; deshalb hat’s besonders lang gedauert. Wieso es ihn so mächtig von der Pißte gefegt hat, kann sich keiner erklären. Er war kein junger Spund mehr, sondern ein erfahrener Fahrer. Und viel zu schnell soll er auch nicht gewesen sein, sagen die, die hinter ihm fuhren, etwa so schnell wie wir alle, mit 70 und auch noch drüber kommt man doch locker durch den Piefenballg. Und das beim schönsten Wetter, trockene Fahrbahn, kein Gegenverkehr, sagen sie jedenfalls, kein unerwartetes Hindernis, nicht einmal der kleinste Tropfen Öl auf der Fahrbahn, Nichts! Sie können es sich einfach nicht erklären. – So was gibt’s öfters.“

Während Willi noch einige Gespräche aus der Schlange der wartenden Autofahrer wiederholte, schwiegen die Männer. Jeder in der Runde wußte genau, das ihm, ebenso wie dem fremden Fahrer, eine kleine Unachtsamkeit beim Autofahren das Leben kosten kann. Oft war schon jeder von ihnen nur knapp daran vorbei gekommen. Der Gedanke an den nächtlichen Besucher seiner Nachbarin kam Gonzo und er fragte: „War der Mann hier aus der Gegend?“

„Näh, der war nich von hier,“ antwortete Willi, „war einer aus der Stadt. Wenn die hier rauskommen, verschätzen die sich schnell mal. Hier im Freien losgelassen fahren die manchmal, als ob sie gesoffen hätten. Aber dieser

Tote muß ordentlich gefahren sein, sagen sie jedenfalls alle. Trotzdem hat es ihn ratz patz von der Straße gefegt, nun is' er weg auf nimmer Wiedersehen; so was is' schon merkwürdig.“ Ob der Verunglückte einen Vollbart gehabt hätte, wollte Gonzo nun auch noch wissen. „Ja woher soll ich denn das wissen? Viele von denen haben Bärte. Aber ob gerade der einen hatte, hab ich niemanden gefragt. Vollbart?“ verständnislos schüttelte der dicke Willi seinen Kopf, „als ob dat noch wichtig wäre, wenn es einen durch die Leitplanke gepreßt hat.“

Eine Runde Bier wurde bestellt und jeder der Männer trank einen tiefen Schluck in Erinnerung des Verunglückten. Die Neuigkeit wurde verdaut und man fand sich wieder ins übliche Gerede hinein. Nur Gonzo wurde es nach dem Gehörten nicht mehr wohl. Während das lärmende Geschwätz seiner Kneipbrüder um ihn herum aufbrandete, das Getümmel der Nachwachsenden ihm im Ohr dröhnte, überfiel Gonzo fliegende Hitze. Die Geschichte von dem nächtlichen Besuch des Motorradfahrers hatte er aus verschiedenen Gründen nicht erzählt, nun wollte er sie nicht mehr nachreichen; zu unglaubwürdig erschien sie ihm. Trotzdem geriet seine Phantasie auf Abwege, die er sich als Irrwitz verbat. Jedenfalls war ihm der Durst vergangen. Und die Reden seiner Freunde berührten ihn nicht. Ihm wurde es zu eng, also zahlte er und ging. Beim Hinausgehen hörte er noch, wie Ricki, vom Bier beschwingt, Willi gestikulierend auseinandersetzte, daß alle Unfälle, auch wenn sie für uns noch so unerklärlich seien, aus den Tiefen der unübersehbaren Verstrickung von Ursache und Wirkung zwangsläufig hervorgehen würden, also eigentlich keine Unfälle seien.

Froh ins Freie zu kommen ging Gonzo noch eine Weile durch den Ort, bevor er heim fuhr. Diesmal war es für ihn nicht spät geworden. Da ihm die Mutter keinen Schlaftee besorgt hatte, trank er noch eine Flasche Bier im Bett. Der Schlummertrunk linderte ein wenig seine Schlafstörungen.



Der Alltag ging weiter. Mißmutig ging Gonzo über den Hof in den Stall, um bei seiner Herde nach dem Rechten zu sehen. Des Nachts hatte ihn wieder ein Alpdruck gequält, sein Kopf schmerzte und seine Glieder waren schwer wie Blei.

Gonzos Kälber wuchsen unaufhaltsam. Jedoch entwickelten sie sich nicht ganz so, wie er es sich wünschte. In ihren ersten Lebenswochen, als er sie gekauft hatte, gleichen sich alle Kälber, aber mit der Zeit wird deutlich, was sie werden wollen. Die männliche Hälfte der Herde hat ohnehin keine große Alternative, aber in jedem weiblichen Kalb stecken die Anlagen, entweder ein Fleischrind oder eine Milchkuh zu werden, ein fülliges Schlachtvieh oder ein dürrer Milchproduzent. Beides zusammen kann von dem gleichen Tier nicht erwartet werden. Wenn unter dem Zwang zu knapper Kalkulation das vorhandene Potential optimal genutzt werden muß, können einige Kilo oder Liter mehr oder weniger pro Tier über die Rentabilität des ganzen Betriebes entscheiden. Da Ochsen ohnehin nicht mehr im Gebrauch sind und zur Zucht taugliche Exemplare mit ihren Sonderwünschen im Zeitalter der künstlichen Befruchtung für einem Bauernhof nur eine hinderliche und sogar gefährliche Belastung sind, blieb für die Mitglieder von Gonzos Herde ausschließlich die Alternative zwischen Fleisch- oder Milchkalb. Weil man diesen wesentlichen Unterschied Anfangs nicht bemerken kann, werden in einem auf Fleischproduktion spezialisierten Betrieb die untauglichen Milchkälber, sobald beim Wachsen ihr Makel offenbar wird, nachträglich aussortiert. Der zu erwartende Verlust wird im Vorhinein beim Kauf der Mastkälber einkalkuliert. Außerdem entsteht durch diese Selektion der notwendige Platz für die heranwachsenden Fleischrinder, die ja Rinderwürdig untergebracht sein müssen, um ihr Biozertifikat zu bekommen; so wird der Stall die ganze Zeit hindurch optimal ausgenutzt. Aber viel zu viele Kälber erwiesen sich als schlicht unbrauchbar für die Fleischproduktion. Gonzo mußte deutlich mehr Milchkälber aussortieren, als von der Statistik und dem auf ihr fußenden Finanzierungsplan vorgesehen war. Auch manche der männlichen Kälber, auf die sonst in dieser Hinsicht Verlaß ist, blieben klapperdürr und konnten nicht einmal als extrazartes *Bio*-Kalbfleisch auf dem Markt positioniert werden. Wenn es so weiter ging, würde seine Herde samt dem neuen Stall unweigerlich unter die Rentabilitätsgrenze fallen. Hilflos sah Gonzo seine große Herde schrumpfen. Man steckt eben nicht drin. Und was sollte er mit all den überzähligen Milchkälbern machen? Er würde versuchen, sie für den Selbstkostenpreis an Guido zu verkaufen, der machte doch noch immer in Milch.

Jeder, der eine Vorstellung von der innigen Beziehung eines Bauern zu seinem Trecker hat, kann sich Gonzos Erschütterung vorstellen, als Willi ihm achselzuckend erklärte, bei seinem Trecker sei weder ein *verborgener* Keilriemen gerissen noch die Wasserpumpe verreckt, wie der Bauer hoffnungsvoll vermutet hatte, sondern der Kettenriemen abgesprungen. Der Motor war hin. Ein neuer lohnte sich bei diesem alten Modell, das noch sein Vater angeschafft hatte, nicht mehr. Nun mußte Gonzo doch den neuen Traktor kaufen, mit dem ihm Heinz seit Wochen in den Ohren lag.

Klar, die Versicherung zahlte nicht für den Motorschaden. Eigentlich hätte Gonzo sich diesen Anruf sparen können. Das Ding, so nannte Heinz nun Gonzos Trecker, sei entschieden zu alt, längst abgeschrieben, hätte sich längst amortisiert und sei in keiner Tabelle mehr aufzufinden. „Hättest du doch den neuen Traktor gekauft!“ schallte es Gonzo im Ohr und Heinz war sich nicht zu schade, die Litanei herunterzubeten: „das wäre über Umschuldung gegangen, vollkommen problemlos, diese günstige Investition in die Modernisierung hätte der dümmste Banker eingesehen.“ Gonzo sah es ein. Selbstverständlich war es zu spät, der Traktor war nicht mehr zum *Freundschaftspreis* zu haben, sondern Heinz konnte ihm das Ding nur noch zum üblichen Marktpreis, allerdings zu günstigen Konditionen und außergewöhnlich schnell, besorgen.

An einem neuen Kredit kam Gonzo nun nicht mehr vorbei. Und was für ihn noch schlimmer war, er mußte mit den Bankern verhandeln. Niedergeschlagen machte er sich in den nächsten Tagen auf den Weg zu seiner Bank gegenüber der Kirche. Selbstverständlich, bei „Innovationen“ zog die Bank problemlos mit, „Expansion“ lag genau auf deren Linie; was sollten sie auch sonst machen, wenn sie nicht Geld nachschossen, war der Vorschuß verloren. Selbstverständlich hatte deren Entgegenkommen Grenzen, aber noch war Gonzo ihnen gut. Immerhin kam er aus einer alteingesessenen Familie, deren Grund und Boden ausreichende Sicherheit bot, und noch ahnten seine Geldgeber nichts, won dem merkwürdigen Schrumpfen seiner Herde. Seine Kreditgeber waren wie immer freundlich zu ihm, aber immer wenn er ihre Büros verließ, fühlte er sich, ohne dafür einen genauen Grund angeben zu können, irgendwie über den Tisch gezogen. Aber irgendwie mußte es ja weitergehen. Noch hatte er nicht verloren, obwohl schon jetzt, in der Jahresmitte, abzusehen war, daß er auch in diesem Jahr unweigerlich ein Defizit machen würde. – Im nächsten Jahr würde bestimmt alles planmäßiger verlaufen. Im Winter würde er sich mal richtig ausschlafen und im kommenden Jahr alle Kräfte auf diese eine Pflicht konzentrieren, dann würde es schon funktionieren. Noch längst war nicht aller Tage Abend.

Die Wochen, in denen er auf seinen neuen Traktor wartete, verbrachte Gonzo vornehmlich sitzend. Die Bedienung der Fütterungsanlage überließ er der Mutter, nur hin und wieder ging er in den Stall, um die unnützen Milchkälber auszusondern. An diesen heißen Sommertagen saß er in dem Kabuff neben der Küche und verwaltete sich selbst. Wenn er dort an dem alten Küchentisch angesichts der leidigen Büroarbeit saß, schwankte sein Gemütszustand zwischen bleierner Müdigkeit und kribbelnder Unruhe. Eine Menge Papier war angefallen und mußte bewältigt werden. Gonzo versuchte diese Aufgabe systematisch anzugehen, indem er zunächst alle ungeöffneten Briefe öffnete und die Schreiben gemäß ihres Sachverhaltes chronologisch ordnete. Wie nicht anders zu erwarten, man erkennt ja schon am Briefumschlag, was er bringt, waren da die üblichen Rechnungen und Mahnungen, einige Drucksachen der Bank, Belege des Steuerberaters und verschiedene Versicherungspolicen. Auf Landes-, Bundes- und Unionsebene mußten Anfragen beantwortet, Anträge gestellt, Formulare ausgefüllt und Forderungen begründet werden. Ohne Staatsknete lief nichts. Nicht zuletzt galt es, die Kontrollberichte für die Bio-Behörde zurechtzumachen, um das begehrte Zertifikates zu behalten. Die Gemeinde forderte mehr Geld für die Wasserversorgung. – Seine liebe Gewohnheit des Mittagsschlafs hatte Gonzo aufgegeben.

Mehrere Tage, beinahe eine Woche hindurch hatte Gonzo drüben nichts, rein gar nichts, keinen Besuch, kein Auto, keine Stimme, nicht das leiseste Flackern bemerkt. Sie war ausgeflogen. Da von oben nichts zu sehen war, hatte sich Gonzo wieder angewöhnt, an seinen Feierabenden mit zwei Flaschen Bier vor dem Flimmern des Fernsehers einzunicken. Plötzlich hörte er im Halbschlaf, eine Wagentüre zuknallen. Das Geräusch kam von drüben, von der Zufahrt zu Arieles Häuschen. Kaum glaubte Gonzo den Wagen, auf den er mehrere Abende unruhig gewartet hatte, gehört zu haben, sprang er auf und huschte hinauf auf sein Zimmer. In dieser warmen Sommernacht waren die beiden Flügel seines Fensters weit geöffnet, er konnte sich nicht hinter spiegelndem Glas oder Gardinen verbergen, sondern mußte beim Spähen vorsichtig sein. Hinter der Fensterbank kniend, über die linke untere Ecke hinaus linsend, sah er in der blauen Dämmerung den Kadett. Ariele ging mit langen Schritten vor ihrem Häuschen, wie bei einem Streit gestikulierend, auf und ab. Hübsch anzusehen war sie in ihrem bordeauxroten Kleidchen, eng und kurz, große Klammern bändigten ihr hoch aufgetürmtes Haar. Sie rupfte sich die Klammern aus und verschwand wehenden Haares und schallend lachend in der Tür zu ihrer Wohnung. Von drinnen hörte Gonzo mehrfach dumpfes Gelächter.

Drüben wurde es heller, zunächst war es bloß ein schwacher Schein in dem kleinen Fenster am hinteren Ende, bald waren die beiden großen Fenster hell erleuchtet. Der Schatten huschte vorüber, kam wieder, unterm roten Haarbush und im knappen Kleid hüpfte und tanzte sie an den Fenstern vorbei. Der Feldstecher! Wo war der Feldstecher? Hastig zerrte Gonzo ihn aus dem Nachtsch. Sie war schon im Hintergrund verschwunden. Endlich sah er Füße, Beine, die trippelten da und dort und fort, plötzlich blitzten helle Schenkel und verschwanden, ein Schrei ein Sprung: nackt tanzt sie direkt vor den großen Fenstern. Ledig aller Kleidung im flackernden Licht der Kerzen tanzt sie frei, stampft ihren Takt, wirft den leuchtenden Busch ihres Haares vor und zurück, beugt sich auf und nieder, schlägt einen Purzelbaum, stampft fort und fort. Ein Hund jault, sofort lief sie in den Hintergrund, kam zur Türe heraus, begrüßte ihn kosend, sprang pudelnackt mit dem Kläffer vor dem Häuschen im Kreis herum, nahm ihn endlich mit sich hinein und beide tollten durch die Zimmer, immer wieder hüpfte das Gespann an einem der Fenster vorbei. Schließlich konnte Gonzo nicht an sich halten. Erst als es drüben still wurde und die meisten Lichter verlöschten, steckte er seinen Feldstecher wieder weg.

Jetzt war Schluß mit Belauern und Gelegenheiten abpassen oder gar Gegenbesuche erwarten. Fest nahm Gonzo sich vor, seinen Plan der schrittweisen Annäherung dem Endziel näher zu bringen und drüben einzudringen. Daran führte kein Weg mehr vorbei, glaubte er damals. An einem der folgenden Nachmittage beendete er vorzeitig seine Verwaltung und floh sein Kabuff. Es war einer dieser überraschend kühlen Tage, die manchmal noch ende Juli den Sommer widerlegen, auch „Schafskälte“ genannt, weil dann die gescho-renen Tiere zittern. Dichte Wolken flogen hintereinander her und drohten mit dem Landregen, der tagelang anhalten konnte; so war das in der Gegend üblich.

Auf dem Hof vor dem Stall stand ein Trecker mit Hänger, Guido holte sich wieder eine Ladung kleiner Milchkälber ab. Für den Selbstkostenpreis, versteht sich, man läßt einen Kollegen ja nicht auf seinen überzähligen Viechern sitzen. Aber bezahlen würde Guido erst am Jahresende, wenn seine große Abrechnung unter Dach und Fach sein würde. Das war schon in Ordnung, denn ohnehin wußte Gonzo bereits, daß sein Hof in diesem Jahr unter die Rentabilitätsgrenze fallen würde und er nur dank staatlicher Unterstützung im folgenden Jahr sein Glück erneut versuchen konnte. Daran hätte Guidos prompte Zahlung auch nichts mehr geändert.

Die beiden Bauern grüßten einander verlegen und fachsimpelten etwas über das Wetter. Beide teilten die Sorge, daß sich bei dem nun drohenden

tagelangen Regen das Getreide vor dem Schnitt mit Wasser vollsaugen könne und wegen diesem inhaltslosen Übergewicht keinen ordentlichen Preis erzielen würde. Unter besonders ungünstigen Umständen könne das Getreide sogar auf dem Halm verfaulen. „Das hat es alles schon gegeben“, winkte Guido ab und treckerte mit seiner Beute von dannen.

Arieles Auto stand vor ihrem Häuschen. Fremde Wagen waren nirgends zu sehen. Zielstrebig ging Gonzo hinüber und klopfte kräftig an. Diesmal wurde er nicht vor dem Häuschen abgefertigt, sondern wie ein erwarteter Gast ins Innere vorgelassen. Wieder stand er in dem ihm seit seiner Kindheit vertrauten Flur, rechts ging es in die kleine Küche und geradeaus war die Tür zum WC. Aber alles erschien ihm anders, als in seiner Erinnerung, wärmer, farbiger, duftiger. Ihm war, als betrete er eine andere Welt. Zögernd folgte er ihr nach links ins große Zimmer. Bunte, bauschige Tücher hingen an den Wänden. Ein Teppich mit schwarz roter Spirale verhing den Durchgang zu dem hinteren Zimmerchen, in dem sie schlief. Düfte kribbelten in Gonzos Nase, ein feiner, wechselnder Hauch, wonach bloß? Ringelblumen, Lavendel, auch Melisse? mal schärfer, mal süßlich, dann kaum zu ahnen. Von irgendwo her drangen leise Klänge, milde Töne ohne Melodie. In ein verwirrend behagliches Nest war Gonzo geraten. Auf dem Sofa lag eine ockerfarbenen Decke, bestickt mit dunklen Mustern und Figuren. Auf dem niedrigen Tischchen davor schwammen einige Blüten in einer gläserne Schale. Zwei kleine Matratzen, in blaugraue Stoffe gehüllt, dienten als Sitzgelegenheit. Gonzo setzte sich auf ein Ende des Sofas und schaute sich um. Eine Unzahl von Kerzen standen im Zimmer umher, darunter waren dicke Kirchenkerzen auf hohen, eisernen Ständern, andere, kleinere Stümpfe standen in farbigen Schalen, auf Untertassen oder waren auf die Fußbodenbretter geklebt. Der Hund kam mit wedelnder Rute herein, schnupperte an Ariele herum, dann an Gonzo, der ihm artig einige Freundlichkeiten sagte, und verschwand.

Draußen begann es zu Regnen. Ariele bewirtete ihren Gast mit Keksen und einer großen Kanne Kräutertee. „Der schmeckt zwar nicht besonders gut, hilft aber gegen Trübsinn und Erkältung“, sagte sie, stellte auch einen Topf Honig daneben und kauerte sich, ohne selbst zu trinken, auf eine der kleinen Matratzen. Verlegen suchte Gonzo nach einleitenden Worten, um seinen Vorstoß zu erklären: Man lebe ja nun schon so lange nebeneinander, begann er, heutzutage sei ja jeder sehr beschäftigt, dennoch solle man sich ab und zu zusammensetzen, gut nachbarschaftlich versteht sich, vielleicht könne man sich ja gegenseitig bei diesem oder jenem kleinen Problem hilfreich sein und mal zusammen einen trinken ...



„Ich weiß“, unterbrach sie sein Gestammel, „vielleicht sollten wir wirklich mehr miteinander reden.“

„Genau!“ rief Gonzo, – „mein Betrieb läuft so lala, komme gerade mal wieder über die Runden, ist der Rede nicht wert. Und was macht deine Geburtshilfe? Deine vielen Besucher sind doch nicht alle schwanger, wollen es bestimmt auch nicht alle werden“, zweimal lachte er kurz auf, „das ist doch nicht dein einziges Geschäft, du machst doch viel mehr?“

„Gut beobachtet, Klaus. Abgesehen von Geburtshilfe leiste ich auch Lebenshilfe, hauptsächlich für Frauen. Die meisten Männer wollen diese Prozedur nicht über sich ergehen lassen oder haben dabei vor irgend etwas Angst.“ Da es nun einmal so weit war, erzählte sie ihm von ihrer Methode, kleinere und auch größere seelische Probleme zu behandeln.

Die meisten Menschen könnten sich den Spuk in ihrem eigenen Kopf nicht erklären, begann Ariele. Mit der bewährten und weit verbreiteten Methode der Familienaufstellung versuche sie, das Unbehagen im Zusammenhang mit der jeweiligen familiären Situation zu erhellen. Die Ratfragende würde mit Hilfe der Gruppe in ein rechtes Verhältnis zu ihren Angehörigen, im weitesten Sinne, gestellt, um sich ihrer eigenen Position im Leben bewußt zu werde. In dem Maße, in dem diese Bewußtwerdung gelinge, könnten sich einige ihrer seelischen Verkrampfungen lösen. Schließlich könne man sich selbst und die eigene Vergangenheit, die in uns ihr Unwesen treibt, besser aushalten. Selbstverständlich würden durch die Bewußtwerdung nicht alle Probleme gelöst oder beseitigt. Überhaupt sei letztlich und endlich Leiden sinnvoller als Lösen. Aber zweifellos sei es möglich und sinnvoll, sich und die Seinen auszuhalten. Denn wem ein Schicksal zugeteilt sei, der müsse auch stark genug sein, es zu tragen. Aber letztlich könne kein Mensch seiner persönlichen Katastrophe oder Apokalypse – je nach dem wie zu sehen er es geübt hat – entgehen.

Ariele hatte eine warm klingende Stimme. Gonzo war ganz Ohr, obwohl er wenig von den ihm fremden Zusammenhängen begriff, über die sie sprach. Denn bis vor einigen Monaten war er von diesem ganzen Bereich menschlichen Mißbehagens, der sich nicht aus klar ersichtlichen Gründen ableiten ließ, verschont geblieben, wie er glaubte. Und auch die Quelle seiner Schlafstörungen, in denen er damals den eigentlichen Grund für sein Unbehagen und seine Unruhe sah, vermutete er nicht in seinem eigenen Innenleben, sondern suchte ihre Ursache in diesen oder jenen unerfreulichen Umständen um ihn herum. Manches von dem, was ihm Ariele erzählte, glaubte Gonzo schon im Religionsunterricht gehört zu haben, nur etwas anders. Aber das meiste davon hatte er ohnehin vergessen.

Wie träumend sprach Ariele weiter, bewegte langsam ihre Hände mit den langen, schlanken Fingern, als ertaste sie in der Luft Figuren: Keinesfalls dürfe man es mit alle dem zu ernst nehmen. Das Leben sei ein Geschenk, das kommt und geht. Das Beste darin gäbe es sowieso immer umsonst und unverdient. Aber die modernen Menschen gäben sich mit dem Leben nicht zufrieden, sondern empfänden ein dumpfes, vages Gefühl enttäuschter Sehnsucht, die vorübergehend irgendwie beruhigt werden will, damit es weiter gehen kann. Von Mund zu Mund erzählte Geschichten und Mythen würden beim Weitergehen helfen und einiges erklären, ohne den Knoten zu lösen. ... Am Ende ihrer Sitzungen verneige man sich vor dem Toten und sage: „jetzt lasse ich dich in Frieden ziehen, aber ich bewahre ein Andenken in meinem Herzen.“

„Du beschwörst also Ahnen!?“ warf Gonzo dazwischen. „Na klar!“ lachte Ariele schallend, „deine Mutter kann getrost mal herüber kommen, um mit der Großmutter zu schwätzen.“ Nachdem beide sich ausgelacht hatten, fügte sie hinzu: „Im Ernst, du kannst auch mal herüber kommen und bei einer Aufstellung mit machen; Männer fehlen uns immer.“ Nein, das sei nichts für ihn, unter all den Frauen sei er fehl am Platz. Außerdem hatte Gonzo keine Lust, Opa Wilhelm nachträglich zu begegnen, um mit ihm zu rechten.

Draußen dunkelte es, dichte Wolken schluckten das Licht, Regen prasselte gegen die Fensterscheiben. Ariele ging umher und zündete einige Kerzen an. „Ich mag das Licht von Kerzen, warm, behaglich, vertraut. Dem Auge angemessener, als elektrisches Licht.“ Gegenüber dem Sofa in der Zimmerecke war eine Ablage, auf der, von getrockneten Kräutern und Blumen umgeben, eine durchbrochene Messingkugel glitzerte. In diese Kugel steckte Ariele ein Räucherstäbchen und brannte es an. Dabei summt sie vor sich hin. – Dieses blaue Nesselkleid, wie es sich allen Rundungen ihres Körpers anschmiegte. Besonders spannend empfand es Gonzo, wenn sie sich zu einer der Kerzen auf dem Fußboden niederkniete. Und dann, als mehr und mehr Kerzen brannten und sie von ihnen beschienen durch den Raum schritt, sah er im Schein des Gegenlichts durch den dünnen Stoff des Kleides hindurch ihre langen Beine beinahe bis zum Ansatz. Mit Behagen verfolgte Gonzo diese Darbietung aus einer ihm fremden Welt. Wohlig warm wurde ihm, entspannt lehnte es sich an die Wand zurück, streckte seine Beine aus und schlürfte aromatischen Tee aus einer Schale. Dazu knabberte er Kekse, selbstgemachte, mit kleinen grünen Sprenkeln wie von Kräutern. Etwas hart und trocken waren sie schon, aber zum Herunterspülen gab es ja reichlich Tee. Ihm schien, als könne die Kanne unmöglich leer werden und verlange, von ihm getrunken zu werden. Ariele setzte sich auf das andere Ende des Sofas, zog die Beine an, strich den Rock über die Knie bis unter die Füße

und beobachtete Gonzo amüsiert lächelnd, manchmal kicherte sie. Auch sie trank nun etwas Tee und aß zwei Kekse dazu. Wie ein glühender Busch leuchtete ihr Haar um ihr dunkel glänzendes Gesicht und ihre Schultern umher. Ihre Haare waren nicht wirklich lockig, sondern eher filzig, bemerkte Gonzo und begann zu kichern. Ihm wurde, als weite sich der Raum um ihn her, als wären die Farben leuchtender geworden. Nun war es ihm klar, die Dinge führten ein eigenes Leben, mal kamen sie näher, dann entzogen sie sich, oder erschienen geschmeidig, transparent, als könne man hindurch greifen. Gonzo wurde es trocken im Hals, rasch füllte er mit Tee seine Schale bis zum Rand, prostete Ariele zu und trank. Ein grundloses Lachen erfaßte ihn, schüttelte ihn, drückte ihn in seine Sofaecke hinein. Er verschüttete Tee, aber es gab ja genug.

Kaum war das Schütteln verflogen, begann Gonzo heiter zu schwätzen. Er erzählte Dorfgeschichten, kreuz und quer durcheinander wie sie ihm gerade kamen. Den ungewöhnlichen Hall seiner Stimme beachtete er nicht. Unbedingt mußte Ariele nun erfahren, wo sie lebte, wer dieser oder jener im Dorf war, wie sich manch Einer das Seine ergaunert und was er daraus gemacht hatte. Gonzo begann auch zotige Liebesgeschichten zu erzählen, die auf dem Dorf die Runde machten. Bei seiner eigenen hatte er sich als Torfnase erwiesen und war als Gehörnter Bock aus dem Dorf in die Stadt geflohen; dort unten konnten sie die Hörner nicht sehen. Gackernd zuckte er bei der Erinnerung in sich zusammen, aß zu seiner Stärkung noch einen Keks und spülte das Gebrösel mit dem würzigen Tee herunter. Dann erzählte er auch noch die Dorfgeschichte aus der dunklen Zeit, wie alle Nachbarn mucks mäuschen still in ihren Hütten hocken geblieben waren, während die Cohnsteins abgeholt wurden. Danach hätten die Dörfler die frei gewordenen Wiesen und Felder, mit behördlicher Genehmigung selbstverständlich, untereinander aufgeteilt. Nur der wehrhafte Opa Wilhelm hätte sich danach den Rottweiler zugelegt, für alle Fälle, wie er jedem schmunzelnd versicherte, der später auf diese Geschichte zu sprechen kam. Seine leidige Produktion konnte Gonzo nicht übergehen, er klagte über seine blöden Kälber, die nicht wußten, wo's lang geht. Danach waren seinen Saufbrüder an der Reihe. Glucksend lachte er über Guidos hilflose Anmache hinter dem Tresen, verhöhnte Ricki, den nichtsnutzigen Studenten mit seinen hohlen Phrasen, beschrieb Heinz den Betrüger und den dummen, geizigen Willi, auch den bösen Förster, der seine Frau regelmäßig so zerbläute, daß sie schon jahrelang nicht mehr vorzeigbar war.

Als Gonzo das alles heruntergehaspelt hatte, fühlte er sich plötzlich müde und leer, hatte nur noch einen Trieb: heim ins Bett. Wortlos stand er auf. Ihm schwindelte, ihm war, als schwebe er eine Handbreit über dem Boden in

einem glänzenden Nebel leuchtender Farben. Von hinten oben sah er sich durch den bunten Nebel hindurch rudern. Schwankend, taumelnd, leise lallend stand er wieder draußen vor der Türe. Dahinter hörte er einen spitzen Lacher, kurz nur, dann war es still.

Traumwandlerisch geisterte er heim, oben eingetroffen zog ihn sein Fenster magisch an. Drüben waren die Lichter gelöscht worden, nur noch im linken Fensterchen sah er einen milden Schein. Wohlgemut legte er sich schlafen. Ihm träumte: von seinem Gesicht flögen die Masken fort. Hinter seinem Arbeitsgesicht sah er sein Trunkenboldgesicht auftauchen, dann erschien sein Jungmannesgesicht, dem folgte das des staunenden Knaben, dann kam sein Zornesgesicht hervor, sein frisch verliebt Gesicht, dahinter war es so, wie er sich gerne sehen würde, nun kam ein ganz fremdes, dann sein Schmerzgesicht, das Angstgesicht, der Schrecken, das Todesgesicht, ... Schweisgesicht, Feilschgesicht, Behördenganggesicht, Schlafgesicht, Mondgesicht, Opa Wilhelms Gesicht, Lächeklinderfreundgesicht, Ungesicht ... endloses Kommen und Abflug. Hinter jeder Maske leuchtete eine andere auf, kaum erschienen flog sie davon, um einer neuen Platz zu machen. So viele hätte er sich nicht zugetraut, meldete sich sein Hinterkopf, als sich wieder eine ihm unbekanntete davon machte. Der schwarze Schlaf erlöste ihn.

Am nächsten Morgen hatte er wieder verschlafen, die Mutter stand schon auf der Treppe und rief nach ihm. Er fühlte sich ausgeruht, munter und leicht. An Einzelheiten des gestrigen Gesprächs mit Ariele konnte er sich nicht erinnern, aber deutlich sah er sie neben sich in einem Meer von Farben auf dem Sofa sitzen, die Beine angewinkelt und den Rock eng anliegend über Knie und Schenkel bis unter die Füße gezogen. Unentwegt hatte sie ihn über ihre Teeschale hinweg angelächelt. Wie groß und dunkel ihre Augen waren; Belladonna. Planmäßig war er ihr näher gekommen, überraschen weit war er gekommen. Alles würde gut werden. Aus dem Spiegel blickten ihn beim Waschen seine Augen mit großen, schwarzen Pupillen an. Er gefiel sich.

]

Der neue, mächtige Traktor machte Gonzo, allen Unkosten zum Trotz, vergnügen. In den Tagen, nachdem er das neue Gerät erhalten hatte, ging ihm seine Arbeit gut von der Hand. Der drohende Dauerregen war ausgeblieben und es war wieder sommerlich warm geworden. Gonzo fühlte sich pudelwohl wie der Fisch im Wasser. Jedoch belästigten ihn weiterhin seine Schlafstörungen und trieben ihn um. Hatte er nun einen Sukkubus oder Inkubus am Hals? Jedenfalls zog ihn Ariele nach der gehaltenen Begegnung mehr denn je an. So weit er auch gekommen war, es war ihm längst nicht weit genug. Unbedingt mußte die Annäherung an ihr Ziel kommen. Da Gonzo weder wußte wie ein oder aus, noch sich zurückhalten und seinen Plan aufgeben konnte, schlich er im Dunkeln öfters an den Zaun und blickte hinüber. Auf einem seiner nächtlichen Ausflüge führte ihn seine Pirsch unwillkürlich sogar bis unter die beiden großen Fenster ihres Häuschens. Ein eindringlicher Singesang hatte ihn, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, bis dorthin gelockt. Er kauerte sich an die Wand unter den Fenstern und konnte das Lied nun deutlich hören:

Dunkel rollen düstre Wolken  
um den Gipfel Pukeshina,  
übern Pfad, wo mein Geliebter  
ewig meinem Blick entschwunden!  
Kehr! ach kehr noch einmal wieder!  
Daß der Liebe Strom kann fließen  
Aus den tränenmüden Augen,  
ein Tribut der wahren Liebe.  
Deine trauten Augen drückten  
Mich Unwürdige an die Brust einst,  
klammernd wand seitdem mein pochend  
Herz um dich die stärksten Ranken.

Das schlichte Lied hatte keine eigentliche Melodie, sondern bestand bloß aus dem gleichmäßigen Auf und Ab einer Handvoll Töne. Der erotischer Klagesang aus einer fernen Welt schlug Gonzo in seinen Bann. Gelöst lehnte er an der Wand unter den Fenstern, die Beine vorgestreckt. Sein Blick verlor sich über seinem Haus in den Sternen. Eine Weile war Stille. Aus ihr begann ganz leise, Zug um Zug die Gewalt des wandernden Wortes steigernd, ein neues Lied:

Sang so schönen Sang die Greisin,  
so gewaltiges Lied die Alte.  
Daß anfang das Meer zu lauschen,  
daß die blauen Wellen lauschten,  
daß die schäumenden Wogen lauschten  
und die tiefen Ströme lauschten  
und auch lauschten selbst die Ufer;  
sang so schönen Sang die Greisin,  
daß die gelben Ufer neigten  
sich das eine zu dem andern,  
so sich neigend zu einander,  
daß kein Räumlein blieb dazwischen;  
so sich neigend zueinander,  
daß sie waren eng verbunden:  
und sie waren fest vereinigt,  
linkes Ufer mit dem rechten,  
rechtes Ufer mit dem linken,  
bildend eine sichre Brücke.

Versunken im Lauschen bemerkte Gonzo erst nach einer Weile die beiden matten Sterne direkt neben seinem Gesicht funkeln. Eine Erscheinung? Der Hund knurrte, knurrte lauter, seine weißen Eckzähne glänzten im Schaum unter den roten Lefzen. Gonzo rannte los, mit einem Satz sprang er über den Zaun und war wieder auf eigenem Grund und Boden. Von Anubis verknurrt verkroch er sich hinter den rankenden Bohnenstangen seiner Mutter und lauschte hinüber. Der Hund war verschwunden, scheinbar ungestört erklang ein neues Lied. Man hatte ihn drüben nicht bemerkt. Alles war gut gegangen. Aber der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren, an Schlaf war vorerst nicht zu denken. Wieder hinter seinem Fenster geborgen, lauschte und linste er noch eine Weile hinüber. Als drüben die Lichter verloschen und die letzte der Frauen fortgefahren war, legte auch Gonzo sich nieder.

„Wie war’s?“ fragte die Mutter, als Gonzo zum Abendessen herein kam. In einem violetten Kittel werkelte sie in der Küche, ihr graues Haar fiel offen auf ihre Schultern. Als er am Tisch Platz genommen hatte, setzte sie ihm einen dampfenden Teller vor. Da er bloß mit einem dumpfen Laut das Tagesgeschehen abgehandelt hatte, begann sie, nachdem er einige Bissen schweigend geschluckt und sie sich selbst einen Teller mit Gemüse zurecht gemacht hatte, von Arieles *Farbenlehre* zu erzählen: Alles gehöre zusammen, lehre bekanntlich Ariele. Gemäß ältester Überlieferung seien die Elemente:

Luft – Feuer – Wasser – Erde mit den Himmelsrichtungen: Osten, Süden, Westen und Norden verknüpft. Mit den Elementen und den ihnen entsprechenden Himmelsrichtungen ständen wiederum die Farben: Weiß, Rot, Blau und Schwarz in enger Beziehung. Den Einspruch Gonzos, daß Schwarz nicht eigentlich eine Farbe genannt werden könne, übergang die Mutter.

Die Frau erscheine sowohl im Jahres- wie im Lebenslauf in bestimmten Farben, die ihre jeweilige Lebenslage genau bezeichnen würden. Die Göttin erscheine, wie nicht anders zu erwarten, in dreifarbigter Gestalt. – Wieso brauche es dann vier Farben? warf Gonzo ein, ohne seine Mutter bremsen zu können. In der göttlichen Erscheinung seien auch farblich all die Gestalten vereinigt, die das Weib in seinem Leben als Jungfrau, Mutter und Alte Weise durchläuft:

*Weiß* sei die gehörige Farbe für die wilde, ungezähmte Jungfrau, die voll Jugendkraft und Erotik durch die Welt stürmt, sie überrennt und besiegt. Ihr gebühre Weiß, weil sie so unfaßbar und flüchtig ist wie die Luft, so rein und unwiderstehlich wie der Frühling oder der Sonnenaufgang im Osten. Ihr siegreiches Zeichen sei der zunehmende Sichelmond. Die Namen für diesen einzigartigen Zustand seien Diana, Aphrodite, Artemis, Brigid und noch viele andere, wie der der schönen Fee Abunde, die selbstverständlich ebenso zur wilden Jagd gehört wie Herodias, die sein Haupt verlangte und erhielt.

*Rot* hingegen bezeichne das reife, runde Weib, des Lebens Sommer und Feuer. Gemeinsam mit der Sonne stände sie im Mittag. Als Muttergöttin gebäre sie sowohl Menschen wie Tiere oder Pflanzen und Erkenntnisse. Ihre Mutterschaft sei körperliche und geistige Schöpfungskraft. Sie spende alles Leben und nähre die kosmische Ordnung. Der Vollmond sei das Zeichen ihrer höchsten Reife. Bekannt sei sie auch unter den Namen Demeter, Isis, Hera, oder Freya.

*Schwarz* sei die Farbe des alten, weisen Weibes. Die so weit gekommene Frau sei wissend. Bei ihrem Wissen handele es sich nicht bloß um die üblichen Wissenschaften, um Kunst oder Medizin, in die jeder Student in ein paar Jährchen einsteigen könne, sondern ihr Wissen kreise um Magie, Tod, – Jenseits und Wiedergeburt. Die Greisin stünde bereits zwischen den Zeiten, denn sie sei schon beinahe hinüber, also vermittele sie zwischen der *Anderswelt* und dem Jetzt. Die Seele der Alten beherberge auch die Toten bis zu deren Wiederkehr. Sie stünde unter dem Schutz des abnehmenden Sichelmonds, auch dem Neumond gehöre sie an. Wasser und Erde seien ihr Element, Herbst und Winter ihre Zeit. Unter anderem heiße sie Kali, Hekate, Hel oder Cerridwen.

Dies alles zusammen sei das Weib! Es sei kosmische Bewegung und *zugleich* das Zentrum des Zyklons. – Dann kicherte die Mutter über ihren Tel-

ler gebeugt in die Hand vor ihrem Mund. Als sie sich wieder beruhigt hatte, erklärte sie Gonzo, der, wie ein lebendiges Fragezeichen über den Tisch gebeugt, auf die Ellenbogen gestützt, in beiden Handflächen seinen Kopf barg und vor sich hin starrte: Ariele habe ihr versichert, sie selbst habe ihre Sturm und Drang Zeit hinter sich und die Kluft der wilden Jägerinn stünde ihr längst nicht mehr zu, sondern das Rot der gereiften Frau müsse her; vermutlich schon bald mit einem starken blau Stich. Aber die Mutter brauche sich noch lange nicht, wie Ariele häufig an ihr bemerkt habe, in das Dunkel der weisen Greisin zu hüllen. Wenn man bei einer ordentlichen Frau 100 Jahre als normale Lebensspanne ansehe, dann beginne dieses letzte Drittel frühestens ab 66, meist jedoch deutlich später, nämlich so spät, gestand Ariele lachend, daß es so gut wie nie erreicht würde. Aber auch in diesem Fall, bestätige die Ausnahme die Regel.

Gonzo viel kein Reim darauf ein. Er hatte, wie öfters in der letzten Zeit, zu essen aufgehört, bevor sein Teller leer war. Seit mehreren Wochen – oder waren es schon Monate? – hatte er sich daran gewöhnt, wenig zu begreifen. Ohnehin drohte ihm sein Hof zu entgleiten. Als die Mutter nun auch noch begann, von den freundschaftlichen Kräften der Pflanzen und der Macht der Sterne auf unser Geschick zu reden, stand Gonzo wortlos auf und machte sich davon. Er mußte unter vernünftige Menschen. Nachdem er sich oben für den Kneipgang zurecht gemacht hatte, warf er beim Hinausgehen einen Blick in die Küche. Dort saß seine Mutter unter der Lampe am Tisch bei einer Tasse Tee und hielt ein Blatt Papier wie eine Zeitung in der Hand. Vor sich hin murmelnd las sie die gehörige Ordnung der Wörter: „Osten, Luft, Weiß, Intellekt, Analyse, Frühling, Äquinox, Entscheidung, eigener Wille. Süden, Feuer, Rot, Energie, Sommersonnenwende, Lust, Kreativität, Zorn. Westen, Wasser, Blau, Gefühl, Intuition, Grenzübergänge. – Norden, Erde, Schwarz, Körper, Trennung, Sterben, Tod.“ Beim Lesen nickte ihr gerötetes Gesicht im Takt der Wörter.

Draußen sah Gonzo die Straße entlang einige Autos vor Arieles Grundstück parken, helles Stimmengewirr klang herüber. Einen Moment zögerte er, riß sich aber lieber los, noch war es hell, und fuhr in die Wirtschaft. Dort blieb er im Trubel der Nachwachsenden alleine am Stammtisch hocken, keiner seiner Freunde kam an diesem Abend. Nach drei pflichtschuldigen Bieren, er glaubte Schmierig, den Wirt, nicht enttäuschen zu dürfen, machte Gonzo sich wieder davon. Auf dem Weg zu seinem Auto dunkelte es, aber Mitternacht war noch fern. Eigentlich war es eine gute Zeit, um in sein Dorf schlafen zu fahren. Dort standen immer noch die Autos die Dorfstraße entlang vor Arieles Grundstück bis vor den Küchengarten seiner Mutter. Viele



Weiber mußten wieder drüben versammelt sein, dachte sich Gonzo, als er in seine Einfahrt abbog, die selbstverständlich frei geblieben war. Nachdem er seinen Wagen im Schuppen untergestellt hatte, schlenderte er an die Brombeerheck. In den Fenstern des Häuschens flackerte Licht. Eine Weile schaute er dem Schattenspiel gegenüber in den Fenstern zu, hörte ihr Gelächter. Da war nichts zu machen, Gonzo gab es auf und zog sich auf sein Zimmer zurück. Unruhig wälzte er sich von einer auf die andere Seite, bevor er schließlich im Dunkel versank.

In tiefer Nacht wurde er hellwach. Die Lichtspiegelung in seinem Fenster bemerkte er sogleich und sprang aus seinem Bett. Drüben sah er, hinter einem der beiden großen, strahlend hell erleuchteten Fenster, vom Rücken bis zu den Waden hinab eine Frau, pudelnackt. Fahrig griff er sich seinen Feldstecher, rannte barfuß zu seinem Zimmer hinaus die Treppe hinunter, um von unten, durch das kleine Fenster hinter der Treppe direkt in den gegenüberliegenden Raum zu sehen. Schon öfters hatte Gonzo mit dem Gedanken gespielt, von dort unten, wo er, auf gleicher Höhe mit Arieles Fenstern stehend, die Tiefe ihres Raumes einsehen konnte, hinüberzusehen, wenn er nicht hätte fürchten müssen, auf diesem Posten von der zuweilen nachts durch das Haus wandernden Mutter ertappt zu werden. Diesmal sollte ihm nichts entgehen! Sollte sich der Tanz wiederholen? Ins Dunkel unter die Treppe gekauert legte er den Feldstecher auf den unteren Rahmen des kleinen, offenen Fensters und schaute hindurch. Der Zaun mit dem Brombeer-gesträuch hinter seinem Haus behinderte etwas die Sicht, dennoch konnte er die Szenerie drüben gut überblicken, zum greifen nahe. Gonzo nahm die nackte Frau ins Visier: strohblondes, gelocktes Haar viel über ihre Schultern auf den Rücken, helles Fleisch, sie war stämmig, über den Hüften griffig gepolstert, hatte ein pralles Gesäß und kräftige Schenkel.

Der Singsang hob an und klang herüber:

Alle jubeln mit und jauchzen,  
alle singen, alle springen,  
alle hüpfen und erfreun sich,  
und es trillern alle Lerchen,  
und aufspringen alle Lachse,  
und es zirpen die Grillen,  
Und es summen alle Bienen,  
und es schwirren alle Käfer,  
selbst des Berges Winde tanzen,  
selbst des Sundes Wellen hüpfen,  
selbst es neigen sich die Tannen,

selbst es beugen sich die Föhren,  
selbst es biegen sich die Birken,  
selbst es bücken sich die Weiden,  
selbst es wiegen sich die Blumen,  
selbst es schaukeln sich die Gräser,  
selbst es rauschen alle Schilfe,  
Ja, es rollen selbst die Steine,  
und es zittert selbst die Düne,  
und es schwirren alle glatten  
Kiesel an den Ufern,  
an den schönen Buchten:  
singt eine gute Runensingerin,  
singt eine brave Runensängerin.

Gebannt schaute Gonzo hinüber auf den rosig gewellten Hintern. Die Nackte rührte sich nicht, sondern stand bloß da, mit geöffneten Händen hingen ihre Arme an den Seiten herab. Um sie herum bildeten die singenden Frauen einen Halbkreis. Gegenüber der nackten stand Ariele; ihr offenes Haar umflammte Gesicht und Schultern, wie glühend lag es auf ihrem weißen, bis zum Hals geschlossenen, Arme und Körper bis auf die bloßen Füße hinab umhüllenden Umhang. Dem Faltenwurfes zum Trotz kamen ihre weiblichen Formen bestens zur Geltung. Unter dem dünnen Stoff unübersehbar ragten die schattigen Knospen auf den dunklen Höfen ihrer Brüste.

Die anderen Frauen hatten sich nicht verkleidet, sondern waren in ihrer üblichen Kluft erschienen. Da war die mit dem grellen Haar, dort die enge, blumige Hose, die Alte mit dem bizarren Haarputz war auch dabei, dort die phantastische Dralle, die wehende Robe stand neben der roten Seidenbluse, auch der kurze und die beiden langen Röcke waren da.

Nach einer Weile, ohne im rhythmisch sich wiederholenden Sang innezuhalten, schritten die Frauen langsam auf die Nackte zu. Als erste erhob Ariele ihre Arme unter dem weißen, ärmellosen Umhang, der sich nun wie ein Halbmond um sie herum breitete. Ihre gebräunten Hände legte sie der Nackten auf den Scheitel und begann, sie zu streicheln. Die Frauen hatten die Nackte in ihre Mitte genommen und alle begannen sie von oben herab zu streicheln, unter ihren Händen drehte die Gestreichelte sich langsam um sich selbst herum. Zwischen den sie umgebenden Gestalten und tastenden Händen hindurch sah Gonzo den sich drehenden weißen Körper. Als die Frauen über das Gesäß hinab die Beine liebkosten, ergriff ihn der Anblick breiter Brüste. Da hörte er oben die Türe gehen, die Treppe knarren, langsam kam die Mutter herab. Gonzos Mondgesicht erbleichte. Mucksmäus-

chenstill klemmte er sich in den Winkel unter die Treppe. Schlagartig wurde ihm klar: er mußte seinen Lebenswandel wieder in den Griff bekommen. Aber er wußte genau: er konnte es nicht lassen. Ihm war zumute, wie dem Schiffer in dem Lied, das damals auf der Klassenfahrt zum Rhein so wehmütig tröstend geklungen hatte, auch Gonzo schaute nur noch hinüber, derweil er verschlungen wurde und seine Existenz zerbrach.

Seine Mutter war in die Küche gegangen, hatte dort das Licht angeschaltet und räumte in der Spüle herum. Barfuß wie er war, konnte er den Rückzug wagen. Von oben konnte er noch sehen, daß die großen Fenster dunkler geworden waren und im Hintergrund die Schatten umeinander spielten, bis auf einen Schlag alle Lichter erloschen. Wieder hatte Gonzo eine seiner quälenden Nächte durchzustehen. Als er aufstand, die Mutter hatte ihn nicht wecken müssen, ging er ans Fenster, alle Autos waren verschwunden, gegenüber das Häuschen lag still im Morgennebel.

In der zweiten Augustwochen war es heiß geworden. Die Arbeit auf dem Hof verlief ruhig und gleichmäßig, in diesen Tagen galt es hauptsächlich, Ordnung zu halten. Die letzten Milchkälber waren aussortiert worden, die verbliebenen 112 Rinder begannen, gut Fleisch anzusetzen. Sie hatten mehr als genug Platz in dem neuen Stall. Jedes Tier der so unerwartet stark geschrumpften Herde konnte sich in seinem Stellplatz ungehindert ausleben und hatte, von der Fütterungsanlage rundumversorgt, reichlich Platz bei der gemeinsamen Fresserei. Was sie vorgesetzt bekamen, fraßen die Viecher restlos auf, die zugeteilten Rationen waren optimal zugemessen. Die Tiere konnten sich wohl fühlen. Sie waren privilegiert und das Bio-Zertifikat war ihnen und ihrem Herren gewiß. Hin und wieder kam Doktor Möllendunk vorbei, um die Gesundheit der Tiere zu überwachen.

In der nächsten Woche wollte Gonzo wieder Heu machen. Mit dem neuen Traktor würde es schneller gehen als früher, außerdem konnte er während der Arbeit in der klimatisierten Kabine Radio hören oder telephonieren.

An einem diese heißen Augusttage, die früher, weil an solchen Tagen alles ruhte und hechelte, „Hundstage“ genannt wurden, und die gar nicht in unsere Gegend passen, sondern wie ein Traum vom Süden vergehen, bevor wir sie begriffen haben, war Gonzo in der flimmernden Mittagsstille in tiefen Schlaf gesunken. Rücklings ausgestreckt lag er auf seinem Bett, den Feldstecher neben sich. Auf- und abschwellende Sirenen riefen ihn in die Wirklichkeit zurück. Mißmutig rieb er sich die Augen und ging ans Fenster, beide Flügel waren weit geöffnete, leicht bewegte sich die weiße Gardine. Er schob sie zur Seite und sah über das Häuschen hinweg hinter dem Dorf, über dem Hang zwischen Waldrand und Bundesstraße, eine Wolke aus dichtem, hel-

lem Qualm aufsteigen. Blaue Lichter blitzten und zwei rote Wagen waren zu erkennen. Gonzo hob den Feldstecher an seine Augen und sah einige Männer am Werk, aber außer einem Streifen an der Bundesstraße gab es nichts mehr zu löschen. Wie er sich gleich beim ersten Blick gedacht hatte, sein Feld mit dem Futtergetreide für den kommenden Winter war wenige Tage vor dem fälligen Schnitt abgebrannt. Vermutlich hatte jemand eine Kippe aus dem Auto geschnippt. Dieses Zubrot war nicht versichert. Gonzo zog die Gardine wieder vor und legte sich auf sein Bett, drehte sich zur Seite, schob die Hände unter den Kopf und zog die Knie an. Ohne den Schlaf wiederzufinden, blieb er so liegen, bis ihn die Mutter von der Treppe her zur Arbeit rief.

Die Woche floß zäh dahin. Wie gewöhnlich ging Gonzo am Sonnabend zum Stammtisch. Die Kneipe war beinahe leer, hinter der Theke wienerte Schmirig an einem Glas herum, grüßte kopfnickend den hereinkommenden Gonzo und begann unaufgefordert ein Bier für ihn zu zapfen. Am Tisch vor der Theke saß Förster Sand über eine Zeitung gebeugt, ein halbleeres Bier neben sich, die kalte Pfeife im Mundwinke. Grinsend schaute er auf: „Hallo Gonzo! da bist du ja. Komm, setz dich. Was macht dein Hof?“

„So lala.“ –

„Hast du schon gehört, in der Zeitung schreiben sie, daß sie im Labor keinerlei Unterschied zwischen biologisch und konventionell hergestelltem Fleisch feststellen können.“

Davon wollte Gonzo nichts mehr hören, endlos hatte er dieses Thema mit seinen Freunden durchkauen müssen, um das Wagnis der Umstellung auf biologisch zu rechtfertigen. „Bleib mir mit diesem Gerede vom Hals!“ entfuhr es Gonzo brüsk. „Das *Bio* bezieht sich doch nicht bloß auf das Schnitzel. Meine Kunden wissen das ganz genau. Meine Produktionsweise schon den Zusammenhang der gesamten Umwelt: das *Große* und *Ganze*, deshalb bekomme ich das verdammte Zertifikat.“

„So, So, das *Große* und *Ganze* hast du also fest im Blick,“ brummte Förster Sand vor sich hin und begann, seine Pfeife auszukratzen. In der wiederhergestellten Ruhe konnte Gonzo den ersten tiefen Schluck des Abends trinken. Schweigend saßen die beiden nebeneinander, während Sand gemächlich seine Pfeife stopfte und sie paffend anbrannte. Gonzo hatte keine Lust ein Gespräch über sein verbranntes Feld zu beginnen. Der Förster würde ohnehin davon wissen, da er alle solche Vorfälle als einer der Ersten erfuhr, außerdem war auch das Wäldchen angebrannt worden, das in seinen Zuständigkeitsbereich viel. Vermutlich hatte er schon längst alle Formalitäten erledigt und das Thema in einem Aktenordner abgelegt. Endlich kamen Heinz

und Willi in die Kneipe geschlurft und setzten sich mit an den Tisch. Unter Begrüßen, Bestellen und den üblichen Phrasen verging die Zeit von dem einen zum nächsten Bier, ohne heikle Punkte zu berühren. Etwas später kamen auch Ricki mit Guido hereingealbert. Ricki setzte sich in die Runde der Männern, aber Guido, der tatsächlich noch nüchtern war, blieb lieber an der Theke stehen, während des Tages hätte er lange genug gesessen, gab er vor und bestellte sich einen Klaren zum Bier. Jedenfalls war die Runde wieder einmal vollzählig.

Als Sands Pfeife endlich gleichmäßig brannte, kam der Förster auf das alles beherrschende Thema dieser Tage zu sprechen. Wir am Bahnhof konnten uns noch gut an die erschütternden Ereignis von damals erinnern, beinahe hätten wir uns wieder von ihrem Strudel erfassen lassen und wären ins Politisieren abgeglitten. In Folge des großen Unfalls dort drüben waren die Aktienkurse zusammengebrochen, so hatte Förster Sand gerade in der Zeitung gelesen, deshalb drohe jetzt auch hierzulande eine Rezession. Die Kameraden verharrten in ihrer Bierruhe, bloß Ricki versuchte sich in einem faden Scherzwort über das langweilige Auf und Ab der Märkte. Aber Sand ließ sich nicht davon abbringen, dem Schrecken auch in dieser Bierrunde gehörige Geltung zu verschaffen. Sie könnten sich wohl nicht vorstellen, was das bedeute: eine *Rezession!* „Diesmal! wird davon überhaupt Niemand, auch die hiesige Gegend nicht verschont bleiben. Willi! zum Beispiel auch nicht.“ Nachdrücklich erläuterte Sand seine weltumfassenden Betrachtungen an Willis Fall: Wer würde noch neue Autos kaufen, seine Autos unnötig aufmotzen lassen oder wenigstens seine Karosserie fein pflegen, wenn ein Krieg drohe.

„Ein Krieg?“ Erschrocken fuhr Willi auf, um sich und die anderen sogleich wieder zu beschwichtigen, indem er ungläubig sagte: „So weit muß et doch nit kommen. Wie kommst du denn auf so wat? Vom letzten haben doch alle die Nase noch jestrichen voll.“

Aber Sand ließ nicht locker und entwickelte seine Vision: „Stell dich doch nicht dümmer als du bist, Willi. Na klar gibt es Krieg. Da führt kein Weg dran vorbei. Bei so einem großen Unfall, da schiebt jeder dem anderen die Schuld zu. Das kennst du doch von dem Gerede in deiner Werkstatt. – 14 war das auch nicht anders! – Und wer Schuldige sucht, findet sie auch; und dann ist er gezwungen, angemessen zu handeln.“ Förster Sand war in seinem Element, mit dem Zeigefinger klopfte er schnell und laut auf die Tischplatte. „Dort hinten unten am anderen Ende sind sie schon mit Schießen am gang. Ja schaut ihr denn nicht Fern! Lest ihr keine Zeitung? So was nennt sich *Informationsgesellschaft*. – Manche Politiker, selbstverständlich auch unser Kanzler, wollen die Gewalt jetzt lokalisieren, aber man weiß ja, wie das

endet. Wenn es erst einmal angefangen hat, müssen alle mitmischen. Alle Interessen laufen dort unten in einem Knoten zusammen. Es geht dabei um so viel, da kann, da darf! keiner beiseite stehen.“

„Wenigstens sind wir gerade zu alt geworden für die Armee“, rief Heinz dazwischen und erntete etwas Gelächter vom Tisch.

„Der eigentliche Krieg ist nicht unser Problem, der spielt sich am Arsch der Welt ab.“ Der Förster beharrte kopfschüttelnd auf seiner Vision und versuchte seinen Kerngedanken, Wort für Wort herauspressend und mit dem klopfenden Zeigefinger unterstreichend, verständlich zu machen: „Wir aber kriegen *hier* die *Rezession!* Die erwischte jeden von uns. Dann kauft keiner mehr Autos, Versicherungen, Fleisch. Denn bei Kriegsgefahr“ – jetzt hob er seinen spitzen Finger hoch in die Lüfte über dem Tisch – „spart ein jeder sein Geld für das Notwendigste. Das ist eine Katastrophe.“ – „Nur an Schmierig,“ setzte Sand einen drauf, weil der Wirt gerade eine neue Runde auf dem Tisch verteilte, „wird die drohenden Unordnung vielleicht glimpflich vorbeigehen, denn getrunken wird unter allen Umständen.“

„Gezahlt muß aber werden“, nickte Schmierig verschmitzt und zog davon.

„Jetzt sind also wir dran,“ sagte Gonzo langsam, „Opa Wilhelm hat immer gesagt, jede Generation bekommt ihr Fett weg.“

Ricki, der sich bewußt war, daß es ihm als einem der Ersten an den Kragen gehen würde, wenn des Försters Drohungen wahr werden würden, schüttelte unzufrieden den Kopf: „Das wird doch bloß wieder so ein *Medienereignis*. Während das Spiel am Arsch der Welt abläuft, sitzen wir hier wie eh und je unter niedriger, verrauchter Decke im Trockenen.“ Damit dies nicht ganz so bleibe, bestellte er, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, die nächste Runde Bier auf seinen Deckel. Schmierig servierte prompt und machte die entsprechenden Striche. – Still war es in der Wirtschaft, die Nachwachsenen waren ausgeblieben. Vermutlich schauten sie zu Hause die neuesten Bilder der Sondersendungen im Fernsehen. So was zieht sich ja für gewöhnlich über den ganzen Abend hin.

Die Lebensweise der zugezogenen, alleinstehenden Frau bot, wie nicht anders zu erwarten, Gesprächsstoff für die Freunde in der Wirtschaft und erregt Bedenken. Arielle war eine auffallende Erscheinung und obwohl sie zurückgezogen lebte, hatte sich manche Merkwürdigkeit von ihr und ihrem Anhang herumgesprochen. Zwar erzählte auch Gonzo seinen Freunden manche Eigenart seiner Nachbarin weiter, bestätigte oder verwarf das eine oder andere der über ihr und ihren Frauen kreisenden Gerüchte, aber seine neueren und neuesten, zum Teil umfassenden Einblick in das Weib verschwie er. Überhaupt kam er ungern auf dieses Thema zu sprechen, mit-

terweile fürchtete er sogar etwas, daß es wieder auf den Tisch gebracht werden könnte. Aber wie das unter Männern nun einmal so ist, führt daran kein Weg vorbei.

Als die Biere die Gemüter deutlich gelockert hatten, stieß Heinz Gonzo mit dem Ellenbogen in die Seite und feixte ihn an: „Na, was macht deine hübsche Nachbarin? Wie weit bist du gekommen?“ Gonzo winkte ab und brummte Unverständliches. „Los, ziere dich nicht, erzähl endlich. Bei euch muß doch was laufen. Die alte Honscheid hat so was läuten lassen. Ihr wohnt doch nun lang genug nebeneinander und du bist doch ein Prachtkerl, so was kann doch ein ordentliches Weib nicht ausschlagen. Alleinstehend! Oder bei ihr stimmt was nicht? oder bei dir?!“

Selbstverständlich sei er weiter gekommen, gab Gonzo dem ihn wiederholt in die Seite stoßenden Heinz nach. Schmunzelnd den Frohgemuten spielend erzählte Gonzo von dem behaglich bis in die Nacht hinein verplauderten Abend auf dem Diwan an Arieles Seite, von ihrem eng anliegenden Kleid, ihren warmen Augen, von manchem exotischen Drum und Dran; ja, schloß er, sie seien sich an diesem Abend deutlich näher gekommen. Gonzo erweckte den Eindruck, als glaube er selbst, daß sein Plan der schrittweisen Annäherung tatsächlich kurz vor dem Erfolg stünde.

Derb wurde er von Heinz aus diesem Traum geweckt, der ihn mit spitzem Finger wieder in die Seite stieß: „Warum hast du nicht zugepackt? Du Schafskopf! Das war doch fällig. Du bist mir ein Kerl.“ Heinz konnte es wirklich nicht begreifen, schüttelte den Kopf und trank in einem Zug sein Bier aus, starrte wie geistesabwesend auf das leere Glas in seiner Hand, als wolle er es zerdrücken oder gegen die Wand werfen. Aber er atmete kräftig durch, stellte das Glas ab und wandte sich mit müdem Gesicht und geröteten Augen wieder Gonzo zu: „Dir kann man die besten Leckereien auf dem Präsentierteller vorsetzen, und du greifst nicht zu. Ich faß es nicht.“

Selbstverständlich hatte Förster Sand mitgehört: „So wie du es machst, kann's nichts werden,“ warf er Gonzo an den Kopf und gab ihm den väterlichen Rat: „du mußt zur *verschärften Anmache* greifen, wenn du auf einen Grünen Zweig kommen willst.“ Schnell und laut klopfte der Förster mit der Kuppe seines Zeigefingers auf die Tischplatte. „Also mach zu! Das nächste mal wollen wir hier vom Vollzug hören.“ – „Jawohl!“ stimmten die Männer am Tisch lachend bei und forderten eine Runde auf Gonzos Deckel, auf Abschlag, bei erhaltener Kunde vom „vollzogenem Vollzug“ würden sie ihm die Runde mit Zins und Zinseszins zurückerstatten.

Die Zechkumpanen tranken sich warm und es wurde eine Nacht annähernd so gut, wie manch eine ihrer Nächte in jüngeren Jahren. Die Rundenspirale kam, wirbelte sie herum und saugte sie auf, bis Schmierig die Zapf-

hähne abschraubte. Beim Hinausgehen klopfte Heinz ermunternd auf Gonzos Schultern und lallte ihm feucht ins Ohr: „Du alter Feldstecher! Deine Hörner sind doch längst abgenutzt. Los, ermanne dich und geh ran.“ Auf dem Weg zu seinem Auto dröhnte es mit dem vielstimmigen Abschiedsgelächter aufmunternd in Gonzos Ohren: „Vollzuuug!“





Der Herbst stand vor der Tür. Winde zausten an den Bäumen, erste Blätter wirbelten am Fenster vorbei. Trotz der ermunternden Worte und der klaren Weisung seiner Freunde hatte Gonzo in den vergangenen Wochen den direkten Angriff nicht gewagt. Scheu schlich er am Zaun entlang und manchmal um ihre Hütte herum. Von diesen nächtlichen Ausflügen konnte er, obwohl er mittlerweile überzeugt war, daß sie ihm schädlich waren und zu nichts Gutem führen konnten, nicht lassen. Hinter seinem Fenster, das ihn immer noch anzog, fand er kein Genügen. Unwiderstehlich wurde er hinaus in den Kreis der Frauen getrieben. Auf seinem Schleichpfad bemerkte er gegenüber in den schwach erleuchteten Fenstern ihre Schatten spielen. Vom Zaun her kaum zu vernehmen, erhob sich wieder ein Singsang. Den Hund bemerke er nicht, also schlich Gonzo näher heran. Unter dem Fenster setzte er sich auf die Erde, lehnte sich an die Wand und lauschte:

„Wir Toten, wir Toten sind größere Heere  
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!  
Wir pflügen das Feld mit geduldigen Taten,  
Ihr schwingt die Sichel und schneidet die Saaten,  
und was ihr vollendet und was wir begonnen,  
es füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,  
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,  
das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,  
und was wir an göltigen Sätzen gefunden,  
daran bleibt aller irdischer Wandel gebunden,  
und unsere Töne, Gebilde, Gedichte  
erkämpfen den Lorbeer im sterblichen Lichte,  
wir suchen noch immer die menschlichen Ziele –  
Drum ehret und opfert! Denn unsrer sind viele!“

In der traumverlorenen Stille danach springt plötzlich ein Troll jauchzend auf ihn zu: Riesiger Kopf mit langen Stacheln saust wie ein Morgenstern mit Lendenschurz in gewaltigen Stiefeln an überlangen Beinen vorbei. Grelle Lichter flammten von überall. Die knackige Punkerin bog sich vor lachen, schlug sich auf ihre Schenkel in der zerrissenen Strumpfhose, purzelte um ihn herum und davon. Schrilles Geschrei erbrauste wie die entfesselte Windsbraut. Die Weiber hatten ihn gestellt, Gonzo war unter die Weiber gefallen, da war nichts zu machen, inmitten ihres ausgelassenen Gejohles saß er nun, der arme Tor. Die mit dem grellen Haar gackerte ihn mit ausge-

strecktem Zeigefinger an, winkte mit der anderen Hand die ganze Bande heran. Dort tanzte zuckend die enge, blumige Hose auf der Böschung und kreischte, unverschämt streckte sie die Zunge aus. Die Alte fuhr ihm mit ihrem bizarren Haarputz durchs Gesicht, bis sie sich vor Lachen nicht mehr halten konnte und rücklings neben ihn auf die Erde viel; von alleine kam sie nicht mehr hoch, so sehr schüttelte es sie. Ihr versuchte die phantastische Dralle aufzuhelfen, glitschte aber aus und die beiden schreienden Weiber neben ihm kugelten übereinander. Die wehende Robe und die rote Seidenbluse hielten sich an den Händen und tanzten grölend den Cancan. Der kurze sprang ihm wie einem Holzbock von hinten über die Schultern, dann von vorn und wieder zurück. Die beiden langen Röcke wehten keifend um ihn herum. Endlos schwärmten Weiber an ihm vorbei, verhöhnten ihn, lachte ihn aus. Lichter blendeten ihn, bunte Stoffe umschwirrten ihn, es schrillte in seinem Ohr. Gonzo faßte sich ein Herz und rannte davon. Ungeschoren ließen ihn die Weiber laufen. Ihr kreischendes Gelächter hörte er noch auf seinem Zimmer. Gonzo zog die Gardinen vors Fenster, verkroch sich in seinem Bett und versuchte sich die Ohren mit der Decke zu verstopfen. Es dauerte ziemlich lange, bis sich die ausgelassenen Weiber beruhigt hatten.

Diese Angelegenheit war erledigt. In den folgenden Tagen versuchte Gonzo, Haltung zu bewahren. In Zukunft wollte er sich ausschließlich seiner eigentlichen Pflicht widmen. Der Hof drohte dem Bauern zu entgleiten, also galt es Ordnung zu schaffen. Die Fütterungsanlage machte Schwierigkeiten, um den teuren Wartungsdienst zu sparen, versuchte Gonzo sich mehrere Tage hindurch selbst an dem PC der Anlage. Er nutzte die Gelegenheit, um die ausgeklügelte Komposition der Futtermittel zu optimieren. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, wozu hatte er studiert.

Donnerschlag krachte herab, die Scheiben zitterten, Blitz & Schlag fuhren hinterdrein, der PC stürzte ab. Ein Gewitter mit Hagelschlag entlud sich über der Gegend. Glocken läuteten längst nicht mehr zur Abschreckung: *Vivos voco – mortuos plango – fulgura frango* sei der Glocke Zweck, hieß es einst im Kinderlied. Gehörnte Wut krachte ungebremst hernieder. Körner prasselten gegen die Scheiben, bald waren taubeneigroße Dinger dabei, schlugen wie Granaten in den Schlamm der Gartenerde, krepitierten in den Pfützen auf dem Hof. Zong, zeplatzte die erste Scheibe. Nach  $\frac{1}{4}$  Stunde war alles vorbei. Blendend brach die Sonne durch fliehende Wolkenfetzen, funkelte in der Nässe, wie im Frühling erneute sich der Vögel munteres Lied.

Gonzo machte seine Runde. Von seinem Haus hatte es vier Scheiben zerschmissen, einige Dachpfannen des Schuppens waren zertrümmert wor-

den, dahinter das Gewächshaus war hin. Das Häuschen gegenüber war heil geblieben. Anders hatte Gonzo es nicht erwartet. Seine Wiesen vor dem Dorf aber hatte es flach gelegt. Wenige Tage vor dem fälligen letzten Schnitt würde sich das lange Gras nicht mehr erheben. Dieses Jahr würden seine Wiesen kein Heu mehr geben, vielleicht ließ sich noch etwas Silo aus dem erschlagenen Gras machen. Jedenfalls mußte der Schaden den Landes-, Bundes- und Unionsbehörden gemeldet werden, um etwas Entschädigung einfordern zu können. Und woher sollte der Bauer den notwendigen Biofraß für seine Rinder bekommen, um das Verdammt Zertifikat für ihr Fleisch zu erhalten, ohne das sein ganzer Aufwand sich nicht rechnete. Ruhig und still stand Gonzo vor einer seiner flachgelegten Wiesen. Es hatte keinen Sinn. So konnte es unmöglich weitergehen.

„Wie war’s?“ fragte die Mutter. Gonzo übergang ihre Frage mit einem Brummen. Da er während des Essens beharrlich schwieg, begann sie zu reden. Auf sein Drängen, wie er meinte und wofür er sich am Bahnhof, bei der dritten Dose Bier angelangt, heftige Vorwürfe machte, war die Mutter tatsächlich hinüber gegangen, um drüben an einem der Frauenabende teilzunehmen. Erfüllt von ihrem neuesten Erlebnis erzählte sie haarklein beim Abendessen ihrem Sohn, was sich abgespielt hatte:

Eigentlich gäbe es für die Feste der Frauen keine bindende Vorschrift, begann sie ihren Bericht. Das Meiste hänge von der augenblicklichen Stimmung der Frauen ab. Aber Selbstverständlich gäbe es eine grundlegende Ordnung, eine Reihenfolge der Handlungen, die beachtet werde. Für die seit jeher vor dem Beginn einer Feier vorgeschriebene Reinigung genüge im Zeitalter der Dusche der Rauch von Kräutern. Wenn der Duft sich ausgebreitet habe, nachdem jede von ihm berührt worden sei, seien sie sich bewußt, daß nun ein anderer Zustand beginne, ein anderer Raum betreten werde. Damit der Übergang gelinge, müsse sich jede in ihrem eigenen Mittelpunkt sammeln. Der gewöhnliche Betrieb des Alltags würde zurückgelassen und das Bewußtsein für den möglichen Eintritt des Ungewöhnlichen geöffnet. Diese Vorbereitung geschehe am besten durch rechtes *Atmen* und *Erden*. In ihrem violetten Kittel stellte die Mutter sich breitbeinig neben den Küchentisch, blies die Backen auf, atmete drei mal kräftig pustend durch und beschrieb, indem sie ihre zur Seite gestreckten Arme mehrmals langsam auf und ab bewegte, einen Halbkreis um ihren Körper herum: die *Aura*. – Die Alte war fälliger geworden, fiel Gonzo dabei auf. Schließlich solle frau mit beiden Füßen fest auf dem Boden stehen, erklärte die Mutter indem sie zweimal mit ihrem linken Fuß, er war durch Wollsocke und Pantoffel gepolstert, auf die Küchenfliesen stampfte. Am besten stünde frau natürlich unbeschuht, der

Kräfte halber, dann könnten sie besser kommen, durch die Sohlen hinauf eindringen. Nach dieser Übung setzte die Mutter sich an den Tisch, um eifrig weiterzuerzählen: Dann schlossen die bis dahin im Zimmer verteilt still für sich allein stehenden Frauen einen Kreis, um ihre Kräfte zu sammeln und zu vereinigen. Ihr Kreis mache sie stark. Um ihren lebendigen Kreis herum sei zusätzlich mit bunten Fäden, Reis und Kerzen ein äußerer Ring angedeutet, der wie ein Schutzwall alles Unerwünschte und Böse, das von draußen drohe und eindringen wolle, abwehre. So geschützt fühlten sie sich endlich heil und geborgen.

Nachdem sie eine Weile so beieinander gestanden und sich an den Händen gefaßt hätten, sei ohne Anstoß oder Vorgabe ein gemeinsamer, leiser Sing-sang entstanden. Obwohl keine dabei den Ton angegeben hätte, sei aus dem ursprünglichen Murmeln unwillkürlich ein sich steigernder, deutlicher und lauter werdender Gleichklang hervorgewachsen. In Schwung geraten, hätten sie mit Liedern und Tänzen die vier Elemente gerufen. Dies seien gemäß ältester Überlieferung: Luft – Feuer – Wasser – Erde! Aber alle zusammen könne selbst die stärkste Frau nicht verkraften. Deshalb hätten die Frauen sich im Laufe der Beschwörung auf eine bestimmte Kraft konzentriert und sie gemeinsam mit *einem* besonderen Namen angesprochen.

Als die Mutter sah, daß Gonzo ungläubig den Kopf schüttelte, sagte sie leise aber nachdrücklich: „Was gerufen wird, kommt und ist energetisch präsent. Die intensive Vorstellung wird Wirklichkeit. Dies gilt auch für die Bilder in uns.“ – Gonzo hielt sich geschlossen, während sie erklärte: Das gemeinsame innere Erleben sei eine lebendige Wirklichkeit, so gut wie jede andere auch. Sie sei da; das habe sie nun selbst erlebt. Deshalb solle man nicht alles rufen, was einem durch den Kopf gehe, lehre Ariele, sondern müsse mit sich im Reinen darüber sein, ob man ihm auch wirklich begegnen möchte. – Das Eintretende hätte auf jede Frau unterschiedlich gewirkt: die in der roten Seidenbluse hätte zu schluchzen begonnen, die kleine Punkerin sei eingeschlafen, die beiden aus der Stadt hätten einander umhalst und lange geküßt, die Alte mit dem großen Hut hätte stumm und starr im Kreis gestanden, die meisten aber hätten sich wiegend weiter gesungen. Mit der Zeit, für die Dauer dieses Augenblickes beteuerte die Mutter, kein Gefühl gehabt zu haben, sei die anfänglich Besinnlichkeit in wilden Tanz übergegangen. Dabei sei es endlich drunter und drüber gegangen. Zwischendurch oder danach hätte jede essen können, ganz wie sie es wollte, den neben der Tür stand ein Büfett mit allem Erforderlichen und mehreren Kannen Kräutertee. Das gemeinsame Mahl sei längst aus der Mode gekommen. Die Feier sei mit der üblichen Danksagung und Verabschiedung der Kräfte beendet worden, damit von der einen oder anderen Kraft nicht etwas haften bleibe

und den Alltag verstöre. Nachdem sich jede Frau von den anderen mit einer Umarmung gelöst habe, konnte der Kreis wieder geöffnet werden. Jede Frau sei wieder für sich gewesen, von der Gruppe gelöst, wieder frei und heiter.

„Dat alles is ja janz schön, besonders die Umarmungen am Schluß,“ beendete die Mutter ihren Vortrag, „aber nichts für ´ne jute Katholikin. In meinem Alter lerne ich nich mehr um.“

Gut so, viel Gonzo dazu bloß ein, und unbedacht entschlüpfte ihm laut: „Opa Wilhelm hat immer jesagt, ´ne Frau braucht Kinder, sonst wird se spinnert.“

„Ach! Erzähl mir nichts von Opa Wilhelm!“ entfuhr es der Mutter zornig. „Der hat doch damals die Cohnsteins denunziert. Großmutter hat mir alle Einzelheiten erzählt. Das ganze Dorf wußte es damals. Die hätten ihn doch noch Jahre später durchgeprügelt, wenn er nicht immer mit diesem riesigen Hund herumgelaufen wäre!“

Mondgesichtig starrte er sie an. „Ich dachte, ... du wolltest nicht hinüber gehen, ... um mit der Großmutter zu reden. – Was hat sie den sonst noch gesagt?“

„Ach. Dat jeht dich nichts an.“ Finster schaute sie durch sein Gesicht hindurch. Ihm war, als geföre etwas in ihm. Frauen, fiel ihm ein, von Opa Wilhelm mehrfach gehört zu haben, ohne es als Knabe begriffen zu haben, geben einem keine Möglichkeit, Recht zu behalten. Wortlos stand Gonzo langsam auf, um in die Kneipe zu fahren. Unbedingt mußte er mit ein paar normalen Leuten reden.

Eigentlich wollte er nichts mehr damit zu tun haben, aber auf dem Weg zum Auto, das im Schuppen untergestellt war, bemerkte er beim gewohnheitsmäßigen Blick über den Zaun gegenüber im großen Fenster ein kleines, verführerisches Flackern. Da war nichts zu machen, unmöglich konnte er es lassen. Unwiderstehlich zog es ihn hinüber. Vorsichtig kletterte er über den Zaun und traute sich, wenige Tage nachdem er beim Kundschaften in die Hände gelächternder Weiber gefallen war, wieder heran. War seine Blamage überhaupt Wirklichkeit gewesen? Vom Hund war nichts zu sehen, vermutlich ging das halb wilde Tier eigene Wege; wo mochte er stecken?

Drüben war es beinahe dunkel, aber ihr Auto stand in der Einfahrt. Außer ihr war vermutlich niemand da. Wieder schlich er im Abenddämmer um ihr Häuschen. Diesmal stand die Türe offen, im Zwielight sah er etwas Kerzenlicht aus dem großen Zimmer in den Flur fallen. Da hörte er sich gerufen: „Los, komm rein. Los! Komm. Ja, du! Du willst es doch.“ Gonzo faßte sich ein Herz und drang in den dunklen Flur ein, in wohlige Wärme und Düfte. Langsam und vorsichtig, er wußte ja nicht, wo der Hund steckte, ging er auf

den Lichtschein am Ende des Flures zu. Sein Hals war trocken, im vorbeigehen schaute er in die Küche nach der unerschöpflichen Teekanne, aber er bemerkte sie nicht. An der offenen Türe zum großen Zimmer blieb er stehen, schob seinen Kopf vor und schaute hinein. Umflackernd vom Licht einiger Kerzen auf eisernen Ständern stand Sie im weißen Kleid regungslos inmitten des Zimmers vor dem gelblichen Sofa. An den Wänden die bunten Stoffe bauschten sich. „Los komm, du willst es doch, du schaust mir doch schon lange nach.“ Gonzo ging zwei zaghafte Schritte auf sie zu. „Los komm!“ Rot leuchtete ihr buschiges Haar. Sie griff sich an die Schulter. Ihr weißer Schleier viel zu Boden. Nackt und bloß erscheint vor ihm die blühende Pracht des Weibes. Beide schwarzen Knospen stehen in ihren dunkeln Höfen. Über dem vorgewölbten Leib breiten sich die Brüste. Auch oben, wo die kräftigen, dunkel glänzenden Schenkel zusammentreffen, ist es kraus und rot. Alles krampft sich in Gonzo zusammen und er ergriff die Flucht. Noch auf der Straße hörte er schallendes Gelächter. In seinem eigenen Haus angekommen, stieß er auf der Treppe mit seiner Mutter zusammen, er ließ sie stehen, machte sich in sein Zimmer, schloß das Fenster, zog die Gardine vor und verkroch sich halb entkleidet in seinem Bett.

„Wie war's?“ fragt die Mutter, als Gonzo in die Küche kam. Er verzichtete auf das Abendessen, machte Kehrt und fuhr fort.

In der Wirtschaft hatte sich Etwas verändert. Schmierig, der Wirt, hatte, den Forderungen des Zeitgeistes folgend, in die Ecke am hinteren Ende des Raumes an zwei eisernen Trägern einen Fernseher unter die Decke gehängt. Darin sah man die üblichen Bilder von Luftangriffen, die am anderen Ende der Welt damals an der Tagesordnung waren. Wegen ihrer sagenhaften Treffsicherheit und weil sie Heilung von manchem Übel versprachen, verglich man sie gerne mit *chirurgischen Eingriffen*. Eine Gruppe Nachwachsender stand mit ihren Mädels in der Ecke und schaute gebannt hinauf zu den Bildern auf der Mattscheibe. Über den Bildschirm hinweg schwärmten gerade wie Ameisen im Sandkasten die dunklen Schatten schwer bepackter Männchen durch ferne Wüsteneien, hinter zerklüfteten Gebirgszügen ging die Sonne unter. *Die Wüste wächst*, dachte sich Ricki, wollte aber, entgegen seiner Gewohnheit, niemanden mit diesem komplexen Gedanken, der ohnehin nicht auf seinem Mist gewachsen war, behelligen. Sowieso hatte Förster Sand Oberwasser, ließ seine Pfeife nicht mehr ausgehen und keine abweichende Meinung gelten. Bei jeder neuen Nachricht wiederholte er unentwegt, obwohl auch seine Erwartungen in jeder Hinsicht übertroffen worden waren: „Wie ich gesagt habe! Wie ich gesagt habe.“

Hinter dem Tresen war Bauer Guido wieder mit Anne am Gang. Niemanden interessierte Annes schrilles Geschrei, im TV lief zeitgleich – in *Echtzeit* wie man damals fälschlich sagte, denn echt ist nur die Zeit, in der wir uns bewegen – ein *airstrik*. Bunte Farben explodieren in schwarzer Nacht, viel Gelb, Rot und Weiß ist dabei. Gebannt standen die Nachwachsenden unter der Glotze und starrten in die Höhe. Das fanden sie damals „geil“. Was wohl Opa Wilhelm dazu gesagt hätte? Gonzo wandte seinen Blick von dem Spektakel ab und kehrte zu sich zurück.

In sich zusammengesunken, den Nacken gebeugt saß er am Stammtisch und hielt mit beiden Händen sein halbleeres Bierglas fest. Gonzo hatte merklich abgenommen. In Gedanken wiederholte er sich seine ersten, verzagten Blicke hinüber, die erste Begegnung an der Tür, den Plausch auf der Bank, den Tanz, das lange Behagen auf dem Diwan, sogar die jüngste Einladung, aber daran weiter zu denken verbot er sich. – Wieso klappt es nicht? Wieso funktioniert nichts mehr? Nur die Schäden waren planmäßig näher gekommen. Sein Hof entglitt ihm, sein Leben erschien ihm unwirklich, ja unheimlich. „Seit dem das verdammte Weib da ist, läuft alles schief“, murmelte Gonzo vor sich hin. „Bei dem Hagelschlag hat ihre Hütte keinen Kratzer abbekommen, nicht einmal eines ihrer verdammten Blümchen hat es erschlagen. Ihre Kräuter stehen wie eh und je in Reih und Glied. Da stimmt doch was nicht.“ Gonzo blickte auf und sah in Rickis Gesicht, der ihn bei seinem Selbstgespräch still angeschaut hatte: „Was sagtest du damals von Schadenzauber? Wie funktioniert er?“ Aber Ricki antwortete nicht. „Wer zum Teufel macht so was?!“ entfuhr es Gonzo wie ein Fluch.

„Laß gut sein, Gonzo,“ antwortete Ricki endlich, „deine Schäden sind auch ohne Zauberei möglich.“

„Nein!“ mit der flachen Hand schlug Gonzo auf den Tisch. „Nicht alle zusammen, jeder einzelne natürlich, auch mehrere, gewiß. Aber unmöglich alle zusammen. Man muß den ganzen Zusammenhang sehen, um es zu begreifen. Unbedingt! Hier stimmt was nicht.“ Die Männer am Tisch schwiegen qualmend oder paffend, schauten mißmutig oder gelangweilt vor sich hin.

Die Aufmerksamkeit auf sich ziehend, indem er sich im Stuhl gerade aufrichtete, die Hand Stille gebietend hob, gab Ricki sich den Anschein tiefen Ernstes und begann mit verstellter, dumpf klingender Stimme, als spräche ein Anderer durch ihn hindurch, zu dozieren: „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn man einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.“

Einstimmig stöhnte die Runde. Wo Ricki das nun wieder her hatte? Dieser Humor war den Männern fremd, unwillig verzogen sie ihre Gesichter,

schüttelten die Köpfe. Förster Sand erwiderte dem nichtsnutzig ergrauenden Studenten grimmig: „Wenn du so viel Verständnis für die Zicke hast, warum machst du dich nicht an sie ‘ran? Ihr wäret doch ein prächtiges Paar; beide habt ihr es nötig.“

„Ach,“ winkte Heinz ab, „der Ricki hat doch keinen Arsch in der Hose.“ Ricki schwieg und ließ sich auf weitere Erörterungen dieses heiklen Themas nicht ein.

Trunk versöhnt. Nach einigen mächtigen Runden konnte Gonzo nicht mehr an sich halten, sondern mußte sein jüngstes Erlebnis los werden. Neben ihm saß Heinz: „hör mal, du wirst es nicht glauben,“ und er flüsterte es seinem Freund ins Ohr. – „Hör mal Gonzo?“ Heinz schaute ihn mit großen Augen und offenem Mund an, „und dann?“

– „Unmöglich, nichts regte sich, rein gar nichts.“

„Das ist aber ein Ding. Das ist bedenklich, sehr bedenklich, du solltest dich mal untersuchen lassen. – Jedenfalls weißt du jetzt, daß sie es auch will, du hast gewonnen.“ Während Heinz eine Denkpause machte, begann Gonzo flüchtig zu glauben, sein Plan der schrittweisen Annäherung könne tatsächlich kurz vor dem Erfolg stehen. Da wurde er von Heinz angeraunt: „Los mach dich ran!“ Gonzo mußte sich drohend sagen lassen: „mach endlich Nägel mit Köpfen!“ Bei der fälligen Runde auf Gonzos Deckel schüttelte Heinz immer wieder den Kopf, „mir sollte das mal passieren,“ brummte er, „immer zieren die Kühe sich wie die Prinzessin auf der Erbse und man muß vorher blödsinniges Zeug reden, abgegriffene Kniffe und Tricks ausbaldobern, bevor man sie rum kriegt.“ Dann sagte er Gonzo ins Gesicht: „Du und Guido, ihr seid doch zwei Schwerenöter. Du hast deine Chance gehabt, gib dich zufrieden. Gib’s auf.“

Aber so einfach war das Thema nicht vom Tisch. Zweifellos sprach sich Gonzos Malheur herum und erregte allgemeine Betroffenheit. Gerade flüsterte Willi Ricki etwas in Ohr, der gespannt zuhörte, zusammenzuckte, nachfragte; mit roten Ohren bestätigte ihm der Dicke alles. Dem erstaunten Blick, mit dem ihn Ricki danach lange ansah, wich Gonzo aus.

Die Bedrohung war eindeutig. Die Stimmung kippte um. Da stimme tatsächlich etwas nicht, war die einhellige Meinung in der Runde. Offensichtliche nahmen Unaufhaltsam alle möglichen Schäden zu. Die Gegend war in Gefahr. Jeden konnte es treffen. Dem mußte unbedingt gemeinsam Einhalt geboten werden! Keiner durfte jetzt beiseite stehen. Wozu sonst war man befreundet? Auch Guido, der für diesmal hinter der Theke mit Anne fertig war, wurde an den Tisch gerufen. Mit glasigen Augen im dumpfen, geröteten Ge-



sicht nahm er in der Runde Platz und wurde eingeweiht. Wie 1 Mann standen seine Freunde hinter Gonzo, so schien es.

Wie ein einzig Volk von Brüdern wollte man in dieser Ausnahmesituation vorgehen und beschloß eine konzertierte Aktion gegen die Weiber. Auf *sexuelle Ungefügigkeit* taufte Sand die provisorische Anklage. Gemeinsam sollte die *verschärfte Anmache* in die Wege geleitet und durchgeführt werden. Aber wie sollte man vorgehen? Verbittert kaute der Förster an seiner kalten Pfeife herum, bis das Mundstück knackte, ein Stück war abgesplittert, er spuckte es in den Ascher: „Dieser Hund, von dem du erzählst, der läuft doch frei herum. Wenn ich den beim Wildern erwische, knall ich das Vieh ab. Dabei kann mir keiner was, das ist meine Pflicht! – Zahlt die Schlampe überhaupt Hundesteuer? Hast du die Steuerplakette am Halsband gesehen?“

„Ach“, winkte Gonzo ab, „wer zahlt denn schon Steuern. Mit so was wollen wir erst gar nicht anfangen.“ Diesbezüglich hatte ihm schon Opa Wilhelm bürgerlichen Gemeinsinn eingetrichtert: gegen staatliche Forderungen galt es unbedingt ohne Ansehen der Person mit Jedermann zusammenzustehen. Wenn auch nur einer damit beginne, lehrte Opa Wilhelm entrüstet, wenn das Gespräch zufällig auf diese widerwärtige Angelegenheit aus jenen dunklen Jahren kam, einen Anderen bei der Obrigkeit zu denunzieren, sei nicht abzusehen, wo das aufhöre. Dann könne sich keiner mehr sicher fühlen, denn jeder habe Dreck am Stecken. Bei diesem seiner Aussprüche pflegte der Opa die zitternde Spitze seines Krückstocks dem Gegenüber unter die Nase zu halten. – Und tatsächlich hatte wenige Jahre nach dem Verschwinden der Familie Cohnstein das Bauernsterben in der Gegend begonnen. Nur Gonzo und Guido waren übriggeblieben. Sie waren die letzten Mohikaner.

Die Brüder am Tisch spielten in Gedanken, unter herzlichem Gelächter sich diesen oder jenen Erfolg vorstellend, den einen oder anderen Anschlag durch. Auch diese Rundenspirale wurde vor ihrem natürlichen Ende abgebrochen, indem Schmierig unwirtlich die Zapfhähne abgeschraubte. Draußen auf der Straße verabschiedeten sich die Verschwörer mit Handschlag voneinander. Heinz umarmte Gonzo: „du bist doch ein Prachtkerl.“



Die Konzertierte Aktion lief gemächlich an. Von seinem Fenster konnte Gonzo nach dem Aufstehen oder im Laufe des Tages die Wirkung der fortschreitenden Austreibung beobachten. Wie üblich bei solchen Angelegenheiten, begann es mit einer zotigen Schmiererei. Schon wenige Tage nach der Verschwörung sah Gonzo bei seinem morgendlichen Blick aus dem Fenster, daß mit lockerer Hand in kräftigen Pinselstrichen archaisch anmutende Zeichen, wie man sie manchmal in abgelegenen Höhlen aber fast immer an den Wänden öffentlicher Toiletten findet, mit Mennige auf den Asphalt der Zufahrt zu dem Häuschen gegenüber gezeichnet worden waren. Die schlichte, hochdeutsche Überterschrift zu diesen obszönen Malereien wünschte die Weiber zur Hölle. An diesem ihrer freien Vormittage hockte Ariele in ihrer Einfahrt und wischte mit alten Lappen und Terpentin die Farbe ab. Allerdings blieb ein rostiger Schimmer auf dem Asphalt zurück.

An einem der folgenden Morgende sah Gonzo einen großen Haufen dampfenden Mist in der Einfahrt gegenüber. Den mußte Guido dort abgekippt haben, in den späten Nacht- oder frühen Morgenstunden hatte Gonzo geglaubt, dessen Trecker gehört zu haben. Wie hatte Guido es bloß geschafft, so früh aufzustehen? Vermutlich war er erst gar nicht schlafen gegangen, sondern hatte bis zum Beginn seiner Aktion durchgemacht. Mit Schubkarre und Mistgabel verteilte Ariele den Dung auf den kleinen Wiesen um ihre Hütte herum und auf den freien Stellen in ihrem Garten. Der Haufen war groß, einiges geht auf einen Hänger. Am Mittag fuhr ein Transporter mit zwei jungen Burschen, einer mit blonder Mähne, der andere beinahe kahl geschoren, bei ihr vor. Die beiden Kerle brachten ebenfalls Mistgabeln und eine Schubkarre mit und halfen ihr, den Dreck zu verteilen. Am Abend verschwanden die Burschen wieder.

Ein andermal war in der Nacht der Blumen- und Kräutergarten verwüstet worden. Den folgenden und den nächsten Tag hindurch versuchte Ariele zu retten, was zu retten war. Einige ihrer Frauen halfen ihr dabei. Schließlich hatten sich in eine Ecke des Gartens die überlebenden Blumen und Kräuter gerettet, einige Streifen waren mit frischen Setzlingen bepflanzt worden. Aber mehr als die Hälfte blieb brach.

Platt, alle vier Reifen ihres Autos waren platt. Das war ja ein Ding. Ariele kniete neben dem Auto und wechselte ein Rad, sie hatte aber nur ein Reserverad. Am Nachmittag brachte einer der Burschen, der mit der langen Matte, mit dem Transporter drei neue Räder, wechselte sie und nahm die zerstochenen mit.

Der Gegenschlag ließ nicht auf sich warten. Gonzo mußte noch mal schnell in das Kirchdorf, um mit der Bank einige Kleinigkeiten zu regeln. Eilig setzte er sich ins Auto und startete. Gedanklich war er wo anders, bei den merkwürdigen Veränderungen, die mit der Mutter vor gingen. Welche Einblicke hatte die Mutter drüben bekommen? Die möglichen Folgen der Geisterbeschwörung gingen um in Gonzo Kopf. Es klopfte, was klopfte da vorne unter der Motorhaube? Schnell und böse hämmerte es. Sofort trat Gonzo die Kupplung und schaltete die Zündung ab. Jetzt ist natürlich auch noch das Auto hin! davon war er überzeugt, als er ausstieg, um nachzusehen; vergleichbares hatte er erwartet, eigentlich war es schon überfällig. Sofort sah er das lose Ende eines Riemens, das gegen die Haube gehämmert haben mußte. Der Keilriemen! tatsächlich, diesmal war es bloß der Keilriemen. Eine Kleinigkeit, nachdem Willi ihm das Ersatzteil gebracht haben würde, konnte er den Riemen selber wechseln; bis dahin hatte er ja den Traktor. Wie einfach manchmal alles ist: Handy, gespeicherte Nummer anklicken, Willi meldet sich: „Klar, bring ich gegen Nachmittag vorbei. Für dein Auto? – Dat is die 08 hinterm Bindestrich. In Ordnung, bis dann.“ – Das Teil paßte nicht, es paßte einfach nicht: Handy – Nummer – anklicken – Willi: „Dat kann doch nit sinn! Dann muß et die 07 sinn. Dat is mir noch nie passiert! Ich komm gleich vorbei und bau dir dat Teil ein.“

„Die verdammte Schlampe!“ fluchte Willi schwitzend, als er den Riemen zwischen die Räder friemelte.

Unter dem Einfluß der weltweiten Ereignisse begann sich damals auch das Leben auf den Dörfern zu verändern. Auf den Landstraßen war viel Betrieb. Seit einigen Tagen fuhren die Städter in Wagenkolonnen durch die Gegend, um sich ihre großen, weißen oder grellen Plastiktonnen mit Wasser auffüllen zu lassen. Der böse Feind hatte die Trinkwasserversorgung der Stadt vergiftet. Die Mutter stand mit dem Schlauch auf dem Hof und füllte Wasser in die Tonnen der Leute, die brav in einer Schlange vor ihr standen. Die Mutter war ganz in ihrem Element, reichlich Menschenmaterial kam zum Schwätzen vorbei, Unerklärliches gab es ja genug, um darüber zu reden. Außerdem hatte sie, nach der Abschaffung des Federviehs und der Milchwirtschaft, endlich wieder eine eigene, obendrein beachtliche, Einnahmequelle.

Ungeachtet der weltumspannenden Ereignisse ging die konzertierte Austreibung weiter. Die Katzenmusik, die zwei grölende Trunkenbolde um Mitternacht vor Arieles Häuschen zum Besten gaben, war vollkommen folgenlos. Dergleichen war bloß eine dieser gewöhnlichen Schreiereien, wie sie in den Dörfern und in den Städten an jedem Sonnabend vielstimmig zu hören sind.

Zu dieser banalen Sparte gehörten auch die lächerlichen Drohbriefe, die gewöhnlich mit vertellter, kindisch wirkender Hand geschrieben oder aus Zeitungsschnipseln zusammengestüekelt sind und mit furchteinflößenden Gruppennamen wie: „Die Rächer“ oder „Die Gerechten, Unbedingten, Unbeugsamen“ auch „Rote Zellen, Gruppen, Kämpfer, Panter, Wölfe, Krieger usw“ nebst einem erfundenen Symbol unterzeichnet sind.

Eines Nachts, Gonzo konnte wieder einmal nicht schlafen und schaute statt dessen aus dem Fenster, sah er gegenüber einen Schatten huschen. Sollte das Ricki gewesen sein, der sich dort hinten über die Wiesen, vom Hunde verfolgt, aus dem Staub machte? Später gab der Nichtsnutz zu Protokoll, es nichts gewesen zu sein.

Poltern, eine Scheibe ging zu Bruch. Hellwach sprang Gonzo ans Fenster: Drüben johlten trunken drei nicht mehr junge Burschen, riefen die üblichen Zoten, warfen mit Steinen nach dem Häuschen und drohten, beim nächsten Mal mit Feuer wiederzukommen. „Moly!“ rief der eine mit erhobener Faust, um die Drohung zu präzisieren. Vermutlich war keine griffige Schönheit gemeint, sondern ein volkstümlich gebrauter Trunk nach den Anweisungen des früheren Außenministers eines untergegangenen Reiches Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow. Nach dem leiernden Abgesang torkelten die Kerle, einander an den Schultern haltend, auf die Straße. Da schoß der Hund hinterdrein, die Männer stieben schreiend auseinander. Der flinke Hund verfolgte hechelnd mal den einen, mal den anderen Trinker. Das Tier blieb keinem bestimmten Mann auf den Fersen, denn keinen von ihnen mochte es leiden, jeden wollte er gerne blutig beißen. Zwei Trunkenbolden gelang der Sprung über den Graben ins Feld, der dritte strauchelte und der Hund verbiß sich in seinen Oberschenkel, zerrte den Schreienden zurück auf die Straße. Die beiden anderen kamen aus den Weiten des Feldes bis zum Graben zurück, schimpften, schrien, warfen Lehmklumpen oder Steine nach dem Tier. Ihr unglücklicher Kumpan lag wimmernd auf der Straße, das Vieh im Schenkel verbissen, blieb schließlich regungslos und still liegen. Der Hund ließ aus, verbellte noch ein wenig die beiden Männer auf der anderen Seite des Graben, bevor er knurrend davon trottete. Nun trauten sich die Beiden über den Straßengraben zurück, hoben ihren gefallenen Kameraden auf, nahmen ihn zwischen sich und schleiften ihn zum Dorf heraus. Hinten hörte man bald einen Wagen starten und verschwinden. Von seinem Fenster hatte Gonzo alles mitbekommen, nun schlich er sich in sein Bett zurück, zog die Decke über den Kopf und suchte Schlaf.

Lächelnd grüßte ihn am folgenden Nachmittag seine Nachbarin aus ihrem Kräutergarten heraus, als Gonzo auf seinem Trecker vorbeifuhr. Arieles hilf-

reiche Geister, der mit blonder Mähne und der kahl Geschorene, kletterten gerade in ihren Transporter; vermutlich hatten sie die neue Scheibe eingesetzt.

Diese und verschiedene andere vergleichbare Anschläge sprachen sich herum. Die allgemeine Ordnung schien bedroht. Bald stand an den Abenden bis in die Nacht hinein, manchmal sogar schon um die Mittagszeit oder in den Morgenstunden, ein Polizeiwagen mit zwei Beamten auf der Dorfstraße, um Präsenz zu zeigen und das Häuschen der Frauen zu beschatten. In jenen Jahren fürchtete man, außer den großen Seuchen, besonders die konspirativen Treffen von Dissidenten, wie die Presse sie nannte. Gemeint waren diese Abweichler vom allgemeinen Lebensweg, in ihren Kreisen vermutete man die Kaimzellen der Terroristen. Die ohnehin labile Ordnung war ins Wanken geraten, jedes seltsame Vorkommnis wurde verdächtigt, der Ausgangspunkt einer der großen Bedrohungen zu sein.

In der Kneipe war der Fernseher wieder verschwunden. In ihrer Freizeit wollten nicht einmal mehr die Nachwachsenden den ewig gleichen Film von dem Krieg dort hinten unten am anderen Ende der Welt sehen und dazu die Sprüche verhetzter Politiker hören. Mit den Wochen hatten sich die Bilder von durch Wüsteneien oder Gebirge irrenden Soldaten und von farbenfrohen Luftangriffen verbraucht. Jetzt schäkerten die Jungen wieder mit ihren Mädchen an den Tischen und in den Ecken.

Einige seiner Kneipbrüder saßen schon beieinander, als Gonzo verspätet kam. „Wo bleibt denn der Förster Sand?“ fragte Gonzo, als er sich dazu setzte, „seit ein paar Tagen will ich ihn sprechen, wegen dem Holzbruch im Nüchel, aber in seinem Büro geht keiner ans Telephon.“

„Er hat eine Reihe von Nächten hindurch auf ´m Anstand gehockt,“ wußte Heinz, „der alte Fuchs wollte den Wolfshund abpassen, hat ihn aber nicht vor die Flinte gekriegt, sondern bloß ´ne Grippe gefangen, nu liegt er mit Fieber und verkleisterter Lunge im Bett und wimmert. Seine Alte aber war guter Dinge. Flötet die mir ins Ohr: mit Ausgehen sei für ihn einstweilen Schluß.“

Still saßen die Männer am Stammtisch beieinander. Heinz bewahrte Haltung, verbarg sein steifes Bein unter dem Tisch und tat so, mit dem Rauch seiner Zigarette Kringel blasend, als sei nichts gewesen. Aber wie erschlagen hing der dicke Willi im ölverschmierten Blaumann in seinem Stuhl, den weiß verbundenen mit dem anderen Arm über seiner Wampe gekreuzt, blinzelte er, ohne jemanden anzusehen, mit verquollenen Augen. Guido saß mit den üblichen glasigen Blick wie abwesend da und kippte auf eigene Rechnung Schnäpse zum Bier. So ermuntert sagte er endlich: „Das Zeug ist gut gegen

Erkältung und Trübsinn.“ Gonzo zuckte zusammen, aber sofort war ihm klar, daß Guido nicht wissen konnte, wovon er redete. Trostlos rieb Gonzo sich seinen schmerzenden Oberschenkel. Und andauernd plagte ihn diese Müdigkeit. Wohin war seine Lebensfreude verschwunden?

Die Stimmung war gedrückt. Außer Blessuren hatte man in den vergangenen Wochen nichts erreicht. Der Widerstand war härter als erwartet, Gegenschläge waren nicht ausgeblieben. Alle hatten sie unter diesen oder jenen Schäden und kleineren Unannehmlichkeiten zu leiden. Jedenfalls, darüber war man sich in der Runde unbedingt einig, wollte man weiterhin zusammenstehen und gegebenenfalls, wie verabredet und angedroht, bis zum äußersten gehen, um das Gelichter auszutreiben. Wenn es anders nicht zu erreichen war, dann sollte in den nächsten Tagen dem Gefahrenherd mit einem entschlossenen chirurgischen Eingriff ein Ende gemacht werden. So sei es seit ältester Zeit Sitte gewesen, erinnerte sich Heinz, von Ricki gehört zu haben. Leider konnte man Ricki nicht nach den genaueren Umständen und der gehörigen Prozedur fragen, denn der unstete Nichtsnutz erschien an diesem wie auch an den folgenden Abenden nicht mehr. Nachdem der Beschluß zur finalen Austreibung einmütig gefaßt worden war, gingen die Freunde auseinander. Nur Guido blieb sitzen, um ein paar Klare mit sich zu trinken. Als er voll war, teilte ihm Schmierig mit, Anne habe gekündigt.

□

Am Bahnhof erzählte mir Gonzo ziemlich planlos von seinen Erlebnissen. An seinem verworrenen Redefluß änderte sich auch nichts, nachdem ich ihm eine vierte Dose Bier gekauft hatte; sie erhöhte bloß seinen Eifer.

Einer seiner letzten Tage dort oben in seiner Gegend, hatte mal wieder schlecht begonnen. Den Vormittag hindurch wurde es nicht hell, eine dichte Wolkendecke lastete auf der Gegend. Nach einer unruhigen Nacht machte er sich freudlos an sein Tagwerk. Die Pflichten des Sommers und des Herbstes hatten sich so oder so erledigt, die Periode des Wachstums war vorbei, nun galt es im Stall und an den Geräten im Schuppen verschiedene Wartungsaufgaben vorzunehmen.

Den Bauern heiterte es nicht auf, daß seine verbliebene Rinder außerordentlich gut Fleisch angesetzt hatten und er sie tatsächlich zu einem ansehnlichen Preis verkaufen konnte. In der nächsten Woche würde der erste geräumige Lastwagen kommen, um die erlesenen Tiere zu einem Schlachthof in den Pariser Vororten zu transportieren. Der weite Weg lohnte sich, den an den dortigen Fleischtheken stand in jenen Tagen Bio-Fleisch hoch im Kurs. Und dann würde endlich die erste große Zahlung auf seinem Konto einlaufen. Gewiß, das erwartete Geld würde die Produktionskosten nicht ausgleichen, sondern hauptsächlich bei der Bank verbleiben, aber es bildete die Grundlage seiner Kreditwürdigkeit für das kommende Jahr. Mit diesem Geld konnte Gonzo sein Projekt fortsetzen. Im Kabuff türmten sich die entsprechenden Papiere der Verwaltungen, aber zu dieser fruchtlosen Arbeit fühlte Gonzo an diesem Tag keinerlei Antrieb. Überhaupt hatte er nicht nur wieder das Blei in den Gliedern, sondern oberhalb der Nasenwurzel einen dumpfen Druck im Kopf. Ihm war, als hinge ein Schleier über seinen Augen. Damals glaubte er, auch ihn habe die Grippe erwischt, demnächst würde sie ihn niederstrecken und ins Bett zwingen.

Ariele, begann die Mutter zu allem Überfluß schon beim Mittagessen eine ihrer Geschichten, hätte ihr einmal ausführlich von der Macht der Sterne über unser Geschick erzählt. Die genauen Zusammenhänge hätte die Mutter nicht behalten. Nur so viel ... „Ariele! Ariele!“ brüllte Gonzo, „Ich will mir nicht jeden Tag anhören müssen, was diese Kräutertante sich hinter dem Zaun zusammenspinnt!“ Fort war er.

Obwohl erst Mittag war, schien bereits die Nacht anzubrechen; oder war es immer noch das Morgengrauen? Wir alle kennen diese trüben, lustlosen, naß kalten Tage, die eigentlich keine sind, weil sie ohne Erinnerungsspur

verschwinden. Gonzo fuhr in das Kirchdorf und suchte sich einen Parkplatz seitlich der belebten Geschäftsstraße. Advent wurde auf Gonzos Hof nicht mehr gefeiert, was gab es schon zu erwarten, aber über der Hauptstraße hing diese glitzernde Weihnachtsbeleuchtung, die mit den Jahren auch in den Orten dort oben üblich geworden war. Gonzo hatte weder auf der Gemeindeverwaltung zu tun, dort war jetzt sowieso Mittagspause, noch kehrte er bei der Versicherung oder Bank ein, sondern vollkommen pflichtvergessen trottete er fröstelnd sofort in Richtung Kneipe. Die vergangenen Wochen waren unerfreulich, zäh, klebrig vergangen. Es gab reichlich Anlässe für den Bauern, um sich außerhalb der Reihe erlauben zu dürfen, etwas Linderung und Trost beim Trunk zu suchen.

Auf dem Weg zur Kneipe trieb seine Misere ihr Unwesen in seinem Kopf. Genau genommen lief seit einigen Monaten nichts mehr nach Plan, überblickte Gonzo mit gesenktem Blick seine Schwierigkeiten. Seit dem Einzug des Weibes nebenan war sein Ungemach stetig gewachsen. Nun stand ihm das Wasser bis zum Hals. Dabei hätte sein Projekt funktioniert, wenn die Zahl der Tiere seiner Herde nicht so unerwartet stark geschrumpft wäre. Beinahe hätte er mit seiner neuen Produktionsweise Gewinn gemacht. Nun war sein Defizit beträchtlich, denn obendrein waren unvorhergesehene Mehrausgaben entstanden, die irgendwie mit den Behörden verrechnet werden mußten. Klar, die Benzinpreise waren in Folge der weltweiten Ereignisse drastisch gestiegen, aber dergleichen war man ja gewöhnt, das ließ sich verkraften oder steuerlich geltend machen. Der Sprit war ja ein allgemeines Problem, daß nicht ihn alleine betraf, sondern gesellschaftlich gelöst wurde, werden mußte. Nicht so einfach war das mit seinen außerordentlichen Betriebskosten durch die Generalüberholung der vollautomatischen Fütterungsanlage, den neuen Traktor, die Hagelschäden ...

Im laufenden Jahr würde er keinen ausgeglichenen Haushalt vorlegen können; das stand fest. Also würde er seine Verpflichtungen gegenüber der Bank, womit doch jeder, sogar die Experten, fest gerechnet hatte, nicht erfüllen können. Die Folgen waren abzusehen: lästige Verhandlungen mit den Männern von der Bank: Formulare, Bescheinigungen, Anträge, neue Prognosen, neue Verträge, neue Kreditaufnahmen, umschulden, strecken, abschreiben und wie die Kniffe alle heißen, in denen die Banker zu Hause sind, wie die Spinne in ihrem Netz. Abgesehen von den leidigen Bittgängen und Gesuchen im Zusammenhang mit dieser nicht enden wollenden „Zinsknechtschaft“, wie schon Opa Wilhelm seinerzeit diesen ganzen Komplex genannt hatte, wobei er auch noch entschieden derbere Worte verwendet hatte, die man seit dem nicht mehr sagen durfte, bedeutete die Prozedur auch weitere Unkosten. Denn das ließen die sich doch alles versilbern! Jedes



Stück Papier, jeden Federstrich und jeden Computerausdruck würde Gonzo bezahlen müssen. Jawohl Herr Borgfried, hier Herr Borgfried, selbstverständlich Herr Borgfried, mit solchen Worten würden ihm die geleckten Dackel freundlich lächelnd ihr Verständnis versichern, ihre Papiere vorlegen und ihn unterschreiben lassen, informiert und freiwillig wie es sein muß, problemlos da und dort, damit alles seinen routinierten Gang nehmen konnte; Danke und auf Wiedersehen. Sie behandelten ihn mit der Hochachtung, die sie gelernt und geübt hatten, wie einen beliebigen Kunden, wie einen *Unternehmer* oder kapitalkräftigen *Geschäftsmann*, der für seine Unterschriften einstehen würde, einstehen kann, weil er weiß, was er macht, der mit ihrer Hilfe sein Kapital verwalten und vermehren würde. Aber Gonzo hatte gar kein Geld, sondern war bloß Bauer. Für ihn bürgte nur sein Name, sein Hof und sein Land.

In der Kneipe roch es nach abgestandener Luft, kaltem Zigarettenrauch und schalem Bier. Gäste waren erst wenige da, zwei Burschen tranken Coca-Cola, Pfarrer Michael hielt sich an der Theke fest, grüßte breit lächelnd, als Gonzo herein kam, wendete sich wieder ab und kitzelte in einem schwarzen Heftchen herum. Aber Guido war schon da; auf ihn war in dieser Beziehung Verlaß. Er mußte früh angefangen haben. Mit glasigen Augen und geröteter Nase, also wieder gut bei der Sache, aber still saß Guido neben der Theke am Tisch, das halbleere Bierglas und das leere Stamperl zu Händen, und stierte vor sich hin. Nicht einmal als Annes Nachfolgerin in strammer Jeans vorbei schwänzelte, blickte er auf, so geistesabwesend oder begeistert war er. Gonzo setzte sich neben seinen Kollegen und fragte freundschaftlich: „Wie is et denn, Guido?“

Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit sprach Guido ganz ruhig: „Et is so weit, sie haben mich am Sack jekriecht.“

„Is der Führerschein endlich fort?“ fragte Gonzo beim Gedanken an dieses Allerweltsschicksal grinsend.

„Nee,“ lächete Guido, „meinen Lappen kriejen die Lumpen doch nit, – der Hof is futsch.“

„Wie geht denn das?!“ staunte Gonzo.

„Nu, janz einfach: Vollzug!“ rief Guido, „Zwangvollzug. Überall den Kuckuck drauf und Feierabend.“

„Du hattest dich doch bisher gut gehalten?“ fragte Gonzo nervös nach.

„Alles Attrappe. Alles auf Kredit, seit Jahren habe ich doch nur rote Zahlen jeschrieben, alljährlich zum Frühling `nen neuen Kredit aufjenommen, hat die Bank auch problemlos jegeben, wegen den Wiesen und Feldern um et Dorp herum und nach Krahwinkel hin, dat war ihnen all die Jahre als Si-

cherheit jut. Klar, zurückgezahlt hab ich doch nimmer nit `nen roten Heller, wofür auch, hab doch immer wieder problemlos `nen neuen Kredit jekrieht. Nun is dat Maß voll, sagen se, nun wollen se die Sicherheiten haben. Vom Ministerium jibt et auch keine müde Mark. Ich hätte früher kommen sollen, sagen se, dann hätten se `nen *Sanierungsplan* erarbeitet, sagen se, nun sei jeder Zuschuß verloren Jeld, unmöglich vor dem *Steuerzahler* zu verantworten. Ich sei rettungslos überschuldet und somit Bankerott. Nächste Woche Dienstag küt der Hof unter den Hammer. Dat Wohnhaus soll mir nach der Versteigerung bleiben, sagen se, *schuldenfrei!*“ Guido hob die Brauen, grinste ins Leere, „darauf kann ich dann wieder `nen Kredit aufnehmen.“

– Gonzo schüttelte traurig seinen Kopf und wollte die näheren Umstände erfahre: „Ja wer kauft denn Dein ganzes Land? Kommt da ein neuer Bauer drauf?“

„Nur auf die Felder bei Krahwinkel, die sind ein Schnäppchen für den Möllemann, der jlaubt noch immer, er hätte eine Chance, wenn er expandiert. – Auf dat Land um et Dorp herum is ein Bauunternehmen scharf, Flink & Sowienoch Jembh&KoKaje, schon länger, die wollen darauf `ne richtige Siedlung bauen, die Pläne dafür sind schon fix und fertich, lauter kleine Bio-Häuser, eng an eng in Reihen fest jeschlossen,“ Guido klopfte mit den Fingerspitzen den Takt eines vergessenen Liedes auf die Tischplatte, „um junge, kreditwürdige Familien aus der Stadt anzulocken. Die Jemeinde schießt bei dem Projekt auch ordentlich zu, einije Herren werden dabei `nen ordentlichen Reibach machen und sich ne joldene Nase verdienen.“

Gonzo war fassungslos über den Ruin seines Kollegen und bestellte bei Schmierig zwei Bier und zwei Korn. Nachdem sie gekippt und getrunken hatten fragte er: „Was kann man den da machen? hast du es schon den anderen erzählt? Was sagt denn der Förster dazu? oder Heinz? der hat doch immer was in der Hinterhand. Da muß man doch was machen können!“

„Heins sagt:“ Guido holte tief Luft, „bei Bankerott zahlt die Versicherung nicht. Ich soll schauen, daß ich die Verträge fristjerecht kündige, sonst zahl ich weiter für Nichts.“

Guidos stoisch anmutende Schicksalsergebenheit verwirrte Gonzo zusehends, glaubte er doch, daß es Umstände gäbe, mit denen man sich unmöglich abfinden könne, und er redete wie beschwörend weiter: „Da muß doch was zu machen sein! Die Bank muß doch noch mal mit sich reden lassen. Du bist doch ein Bauer aus der Gegend, aus einer alteingesessenen Familie.“ „Ach hör mir auf damit!“ Guido kippte sein Bier und bestellte Nachschub. „Keine Gefühlsduselei. Ich bab et jenuch durchdacht. Der Hof is futsch, jut, dat dat die Mutter nich mehr erlebt. Schluß is mit `em freien Bauerntum; nu heißt et, ab in die Fabrik, malochen.“

Die beiden Bauern blieben eine Weile still bei ihren Getränken sitzen und trauerten. So kann's gehen, sagte sich Gonzo, wenn man nicht dauernd höllisch aufpaßt. Fest nahm er sich vor, im kommenden Jahr all seine Kräfte auf diese seine Pflicht zu konzentrieren.

Weder Bier noch Schnäpse hatten die erhoffte Wirkung getan. Gemächlich und hellwach fuhr Gonzo am Nachmittag heim. Auf der Landstraße zwischen den Orten begann sein Lenkrad zu schlackern, und er stoppte seinen Wagen auf dem Straßenrand. Platt, der linke Vorderreifen war platt. So kann's kommen. Das Reserverad war schon seit dem vergangenen Jahr platt. Da war nichts zu machen, er ging zu Fuß heim, sein Dorf begann gleich hinter der nächsten Kurve. Es hätte schlimmer kommen können.

In einem schwarzen Wollkleid stand Ariele im Zwielflicht der Straßenlaterne in ihrem Garten am Zaun. Grüßend lächelt sie ihn an, als er vorbei ging. Nach einigen Schritten drehte Gonzo sich noch einmal um und sah unmittelbar in ihren starren Blick. Kaum hatte sich beider Augenblick getroffen, wandte Ariele sich abrupt ab und ging mit langen, schnellen Schritten, die Hände geballt, die Stirn trotzig geneigt, in ihre Hütte.

Es hatte ihn erwischt! Gonzo stand wie versteinert und schaute ihr nach. Vor seinen Augen flimmerte das entschwundene schwarze Kleid, der rote Haarausbusch. Diesmal hatte er ihn unverkennbar gespürt, diesen stechenden Blick, ihn im Rücken gespürt wie die Spitze eines Dolches. Schlagartig leuchtete ihm ein: Ariele mußte ihn hassen. Sie haßte ihn von Anbeginn. Der Knoten allen Ungemachs des vergehenden Jahres ballte sich in seinem Kopf. Wie gebannt sah er hinüber, ohne sich rühren zu können. Der Schleier fiel von seinen Augen, plötzlich sah er alles glasklar vor sich: Wie eine Spinne mit ihrem Netz hatte Sie ihn mit ihren klebrigen Fäden umsponnen, um ihn zu vernichten. Von Anbeginn war es Ihr Plan gewesen, seine Existenz zu zerbrechen. Seit ihrem Erscheinen war sie ihm gegenüber außerordentlich abweisend gewesen, solche Ablehnung war für Gonzo zwischen normalen Nachbarn unvorstellbar. Dank ihrer merkwürdigen Fähigkeiten, die er ihr nun mit Gewißheit unterstellen zu müssen glaubte, war er mit einem verstrickenden Netz kleiner und kleinster Mißgeschicke an seine Arbeit gekettet worden. Welchen anderen Zweck sollten sonst seit ihrem Eintreffen all die Unglücksfälle haben? die verendeten, dann die erkrankten Kälbern, der unerklärliche Ausfall der Fütterungsmaschine, all die Laufereien zur Versicherung und den Behörden oder die endlosen Scherereien mit der Bank, auch der fehlende Spund an der Egge viel ihm ein, sowie Ketten- und Keilriemen, der Hagel war wieder da, das Feuer ... . Dies alles hatte ihn bewegungslos

gemacht. Sie hatte es ihm unmöglich gemacht, sich ihr anzunähern, sich ihr als den guten Kerl zu zeigen, der er war. Damit nicht genug! Obendrein hatte sie sein argloses Entgegenkommen sabotiert und seine freundlichen Annäherungen mißbraucht und verhöhnt. Während er es immer wieder im Guten mit ihr versuchte, hatte sie auf sein Verderben gesonnen. Alles gehörte zusammen: die mißratene Herde, das schrecklich Unglück mit dem Trecker, die drohende, schließlich unausweichliche Umschuldung, die schrittweise Vernichtung seiner guten Absichten, die Zerstörung seiner Hoffnungen und Pläne. Ihr ausgeklügeltes Räderwerk griff reibungslos ineinander und paßte nahtlos zusammen. Er war nicht das einzige Opfer ihrer Ränke. Offensichtlich machte dieses Weib am Zaun ihm die bisher unverbrüchlich schweigsam zu ihm stehende Mutter abspenstig, verdrehte auch ihr den Kopf und schändete Opa Wilhelms Andenken. – Sollten Mütter zu solchen Weibern immer ein besonderes Verhältnis haben? Von der alten Honscheid hatte er schon lange nichts mehr gesehen oder gehört, gewiß war die Vermieterin ebenfalls dem Weib verfallen. Nicht einmal dem abgefeymten Förster war es gelungen, ihren verflixten Wolfshund abzuknallen. Auch Ricki war auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Den harmlosen aber etwas zudringlichen Motorradfahrer im Piefenbalg hatte sie bestimmt auch auf dem Gewissen. Nein, Gonzo war kein Einzelfall. Vermutlich hatte sie bei Guidos Vernichtung auch ihre langen Finger im Spiel. Jede Gemeinheit traute Gonzo ihr nun zu und ritzte sie ihr ins Kerbholz. Alles zusammengenommen war ein eindeutiger Fall von *SchadENZAUBER!* Er hätte es gleich zu Anfang, nachdrücklich von seinem Freund Ricki gewarnt, bemerken können und frühzeitig Gegenmaßnahmen treffen müssen. Aber er war ja verblendet gewesen. Ariele hatte ihn geblendet. Sie hatte ihn nicht klar und deutlich eine Abfuhr erteilt, einen Korb gegeben, wie es früher hieß, ihn abblitzen lassen, wie sie in der Stadt sagten, wie es doch sonst unter vernünftigen und fairen Menschen gang und gäbe ist und womit er schon oft fertig geworden war; Kleinigkeit. Dann wäre doch zwischen ihnen alles bereinigt gewesen und sie hätten gute Nachbarschaft halten können. Aber sie hatte mit ihm gesielt, wie mit einem schlachtreifen Tier. Dieses Weib hatte es genossen, ihn anzuziehen, ihn mit ihren Liedern einzulullen, ihn mit ihren liederlichen Tricks in ihren Bann zu ziehen, ihn anzulocken, aufzureizen. Wie einen vertrauten Freund hatte sie ihn bei sich bewirtet und verwöhnt, dem armen Tropf Freundlichkeit vorgegaukelt, ihm schließlich sogar die Unzucht aufgedrängt, wohl wissend, daß er es nicht konnte. Nur um ihn vor sich selbst und aller Welt zu demütigen, zu vernichten. Und fühlte er sich nicht seit ihrem Erscheinen von Tag zu Tag elender? Hatte er nicht den Appetit und die Lust an der Arbeit verloren? Statt dessen wurde er von Träumen geplagt und geisterte nächtens zum Ge-

spött der Leute durch die Gegend. Das mußte ein Ende haben. Endlich wieder einmal traumlos schlafe.

Alles war ihm in diesem einen Augenblick vollkommen klar geworden. Klaus Borgfried wußte Bescheid, er würde angemessene Maßnahmen treffen, noch war es nicht zu spät. Er hatte noch eine Chance! Bisher hatte sie und ihres gleichen nicht zum letzten Mittel gegriffen: der Seuche. So weit würde er, Klaus Borgfried, es nicht kommen lassen, vorher würde er das Gelichter nebenan ausbrennen! Gonzo war zu Bewußtsein gekommen, überblickte alle Zusammenhänge, konnte sich wieder regen und eilte entschlossen und zielstrebig auf seinen Hof.

Die Mutter lief ihm, mit den Armen wild rudern, entgegen und schrie: „Gonzo! Gonzo!“ – Im Stall lagen sie alle nebeneinander. Jede Leiche hatte ja mehr als genug Platz. Ihre Leiber waren aufgedunsen, prall zum bersten, wie überfressen blitzte es ihm durch den Schädel, die Beine mit den schönen Hufen in die Luft gestreckt. Gleichmäßig summt die Anlage in dem hell wie ein Krankenhaus erleuchteten Stall. Die Herde war verendet. Die Erde wankte unter seinen Füßen.

Dr. Möllendunk konnte das plötzliche Verenden der gesamten Herde nicht erklären. Eine Seuche konnte seine Untersuchung schnell ausschließen. Die anderen Herden der Gegend waren also nicht bedroht. Obwohl der Tierarzt verschiedene Anzeichen einer Vergiftung an den Kadavern zu bemerken glaubte, ergab die Obduktion von drei Rindern, alle konnten unmöglich seziiert werden, keinerlei Hinweis auf die Wirkung eines Giftes. Dergleichen gelte es hinzunehmen, erklärte mitfühlend Dr. Möllendunk indem er sich die blutverschmierten Gummihandschuhe abstreifte, immer wieder mal käme es vor, wenn auch dank medizinischer Vorsorge mittlerweile äußerst selten, daß ganze Herden ohne ersichtlichen Grund von Heute auf Morgen verenden. Das Mitgefühl des Arztes tröstete Gonzo nicht, wieder einmal hatte es ihn erwischt. Wie betäubt bat er Dr. Möllendunk um eins seiner bewährten amtsärztlichen Atteste mit Stempel. Nein, bei einer ganzen Herde, von der er die Todesursache nicht einwandfrei belegen könne, da könnte er keine behörden- oder versicherungstauglichen Atteste ausstellen. Jeder Gegengutachter, der bei einer solchen Schadenssumme mit Sicherheit bestellt werden würde, würde seine Diagnose zweifelsohne für nichtig erklären und seinen guten Ruf schädigen.

„Das Biest!“

„Wie bitte?“ Und Gonzo erklärte dem Doktor, wenn auch unvollkommen und sich in Halbsätzen verhaspelnd, einiges von seinem besonderen Verhältnis zu seiner Nachbarin. Der Tierarzt hörte eine Weile interessiert zu,

unterbrach endlich Gonzos Redefluß, als er begriff, worauf es hinaus lief: „Aber ich sage ihnen Doch, ein Gift muß ausgeschlossen werden. Und Schadenauber ist ein Delikt, das unsere Gesetzbücher aus guten Gründen längst nicht mehr ahnden, längst nicht mehr. Wenn ich ihnen raten darf, von einer diesbezüglichen Anzeige würde ich abraten. So was schlägt heutzutage unweigerlich auf den Anzeigenden zurück. Haben sie denn keine Versicherung für außerordentlich Vorfälle?“ Gonzo hatte Eine! In der Aufregung hatte er es vergessen. Selbstverständlich! das Vorzugspaket von Heinz, die Zusatzversicherung für alle Fälle, noch war er nicht verloren! Vielleicht konnte sein Freund Heinz sogar etwas an den Zahlen drehen, dann würde der Bauer die ursprüngliche große Herde, wie sie von der Statistik vorgesehen und versichert worden war, ersetzt bekommen. Zumindest würde er den Schaden ersetzt bekommen und im nächsten Frühjahr neue Kälber mästen, biologisch versteht sich, wegen dem expandierenden neuen Markt und den entsprechenden Subventionen. Alles würde beim Alten bleiben: Handy, gespeicherte Nummer anklicken, Piepen, Heinz meldet sich: „Klar, gleich in der Kneipe reden wir darüber und regeln die ganze Sache. Mach dir keine Sorgen,“ hörte Gonzo Heinzens vertraute Stimme aus dem Handy. Flink lief er mit einem Reserverad auf dem Buckel zum Hof und Dorf hinaus, wechselte das platte Rad seines Autos, Kleinigkeit, und fuhr geschwind zurück in die Kneipe, um mit Heinz die Angelegenheit zu bereinigen.

Da stand es tatsächlich, Gonzo konnte seinen Augen nicht glauben, natürlich zwischen den üblichen Floskeln des Kleingedruckten: >Bei höherer Gewalt<, was immer das auch sei, >fahrlässiger oder mutwilliger Zerstörung, Vandalismus, Vergiftung und *Schadenauber* tritt der Versicherungsfall nicht in Kraft.< „Aber wann denn?! Wann zahlt die Versicherung?!“ schrie Gonzo Heinz an, dem die Speicheltröpfchen ins Gesicht prickelten. Heinz blieb ruhig, geschäftsmäßig schaute er über die Gläser seiner Lesebrille dem aufgebrachten Bauern fest ins Gesicht und erklärte ihm eifrig, wie auf einer Werbeveranstaltung: „Wir zahlen selbstverständlich problemlos bei Feuer, Wasser, Sturmschäden und sogar bei Seuchen, gerade der letzte Punkt war im vorherigen Jahr besonders aktuell, wegen der diesbezüglich gesteigerten Nachfrage haben wir ihn extra in unser Paket aufgenommen, wegen dieser zeitgemäßen Rundumsicherheit mußte der Jahresbeitrag für unser Vorzugspaket etwas erhöht werden.“

„Bei Feuer?! Aber die hatte ich doch längst! Ich habe vor drei Jahren eine Feuerversicherung bei dir abgeschlossen!“ Gonzos Stimme überschlug sich. Er stierte mit aufgerissenen Augen aus nächster Nähe in Heinzens unbewegtes Gesicht; der hielt stand. Gonzos Kopf verfärbte sich dunkelrot, vom

Haaransatz hinab quer über seine Stirn schwoll eine blaue Ader. Durch und durch war ihm bewußt: er war wirtschaftlich ruiniert: bankerott. Nein, er hielt an sich und schlug seine Fäuste nicht in diese glatte Visage hinter der Lesebrille. Der Bauer trank weder aus noch zahlte er, sondern griff sich seine Kappe vom Tisch und flüchtete aus der Kneipe, lief zu seinem Auto, würgte den Motor ab, leierte ihn wieder an und raste endlich durch den von Weihnachtsbeleuchtungen glitzernden Ort an der Kirche vorbei in Richtung seines Heimatdorfes hinaus. Am Ortsausgang wurde er von dem alten Starkasten geblitzt. Das Foto zeigt einen Mann mit vorgebeugtem, fleischig rundem Kopf und aufgerissenen Augen, der sich mit beiden Fäusten ans Lenkrad klammert, wie im Delirium. In diesem roten Schädel wiederholte sich nur ein Gedanke: „Das Luder! die Hexe! die mach ich jetzt fertig!“

Die Macht der Gewohnheit zwang ihn, von der Straßen in seine eigene Hofeinfahrt hinein abzubiegen. Von der Wucht seiner geschwinden Fahrt getrieben kam sein Wagen gerade noch vor dem im offenen Geräteschuppen stehenden Trecker zum stehen. Der Motor erstarb, Gonzos Hände zitterten.

Mittlerweile hatte sich die Wolkendecke doch noch verzogen und es war einer jener sternklaren Dezemberabende geworden, die den kommenden Frost ankündigen. Aber darauf achtete er nicht, sondern sprang aus dem Wagen und lief zwischen Geräteschuppen und Wohnhaus zu dem Zaun, der sein Grundstück von dem seiner Nachbarin trennte. Das war der kürzeste Weg zu ihr. Im hinüberzuspringen griff Gonzo auf den Zaun, wie ein elektrischer Schlag traf ihn der Schmerz. Er hatte auf den Stengel einer über den Zaun rankende Brombeere gegriffen. In seinem gerechten Zorn innehaltend zog er sich zitternd drei Dornen, die tief ins Fleisch gedrungen waren, aus der Handfläche. Die schmerzende Hand reibend schaute er wütend hinüber zur Hütte. – Aber das Haus erschien ihm verändert. Nicht einmal ein Hauch von Rauch stieg aus dem Schornstein. Alle Fenster waren dunkel, nicht der kleinste Lichtschein war zu sehen. Als er auf das Häuschen zuing, lag keinerlei Zeug auf der Wiese herum, sogar die kleine Bank vor der verschlossenen Tür war verschwunden und in der Einfahrt stand kein Auto. Im Vorbeigehen konnte er auf den Fensterbänken weder Blumen noch anderen Zierrat erkennen. Nachdem er sich Zugang verschafft hatte, indem er kurzer Hand eine Fensterscheibe eingeschlagen hatte, mußte er einsehen, daß auch alle Möbel, Tücher und Teppiche verschwunden waren, nicht die kleinste Kleinigkeit war drinnen zu finden. Als ob jahrelang kein Mensch dort gelebt hätte, roch die Luft in den Räumen feucht und muffig. Das Haus ist leer.

## Inhalt

Anfang	S. 2
Ende	S. 91
Inhalt	S. 92